

u^b

UNIVERSITÄT
BERN

ZEITSCHRIFT
DES INTERDISZIPLINÄREN ZENTRUMS
FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG IZFG

Herbst 2015

#27

genderstudies



EDITORIAL

Eine Reaktion auf feministische Fortschritte 1

SCHWERPUNKT

Von weiblichem Schwachsinn, Blaustrümpfen
und Frauen als Knalleffekt – die lange Tradition
des Antifeminismus 2
Der organisierte Hass der Antifeministen 5
"Wir lösen uns durch feministisches Engagement
im Netz nicht in Einsen und Nullen auf" – Ein
Interview mit Anne Wizorek 8
Warum ich gern Feminist bin 12

GRADUATE SCHOOL GENDER STUDIES

Veranstaltungen Master Minor Gender Studies 13
Doktoratsprogramm Gender Studies / CAS 15

AKTUELL

Öffentliche Veranstaltungen IZFG und Kurse
Abteilung für die Gleichstellung von Frauen
und Männern AfG 16

AUS DEM IZFG

Die fünf Schwerpunkte des IZFG 17

PORTRAITS

Ich studiere Gender Studies! 20
Dissertationsprojekt: Menschen-
handelsopfer im Asylverfahren 21
"Multisensorisch die unsichtbaren
Dimensionen des Daseins erfassen" 22

AKTUELL

Rätsel: Wer arbeitet da? 23
Rezension 24
Publikationen 25

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung der Universität Bern IZFG
Vereinsweg 23, 3012 Bern, www.izfg.unibe.ch
REDAKTION Claudia Amsler, Monika Hofmann, Janine Lüthi
FOTOS Monika Hofmann
LAYOUT Claudia Amsler, Monika Hofmann
GESTALTUNG grafikwerkstatt upart, blau, Bern
DRUCK Vetter Druck AG, Thun
AUFLAGE 1400 Exemplare PAPIER PlanoJet, FSC-zertifiziert
ISSN-NR. 1663-7879

Eine Reaktion auf feministische Fortschritte

I Claudia Amsler, Monika Hofmann, Janine Lüthi

Liebe Leser_innen

Antifeminismus verstehen wir als Reaktion auf feministische Fortschritte. Die Emotionalität und die Hassdimension dieser Reaktion sind deshalb in Bezug auf die Angst vor dem Verlust von Machtposition(en) zu deuten. Die aktuelle Häufigkeit solch antifeministischer Texte, Kommentare und Äusserungen – wir beziehen uns hier hauptsächlich auf den deutschsprachigen Raum – kann Ausdruck einer sich in Bezug auf feministische Forderungen veränderten Realität sein. Dass antifeministische Positionen aber immer sehr vorsichtig und kritisch zu betrachten sind, zeigt uns der Blick in die Geschichte. Oft erfuhren solche Haltungen in Zeiten des Umbruchs, der sozialen Verunsicherung Aufwind. Fabienne Amlinger liefert in ihrem Artikel einen historischen Einblick in die lange Tradition des Antifeminismus und zeigt auf, dass er ein immerwährendes Begleitphänomen zu weiblichen Emanzipationsbestrebungen und Gleichberechtigungsforderungen darstellt (S. 2-4). Franziska Schutzbach bietet anschliessend eine Einsicht in aktuelle antifeministische Debatten im deutschsprachigen und nordeuropäischen Raum (S. 5-7). Des Weiteren erfahren Sie in einem Interview mit der Bloggerin und Initiatorin des Hashtags #aufschrei, Anne Wizorek, wie sich Antifeminismus im Netz äussert, was dagegen unternommen werden kann und was sie sich für die Kommunikation im Internet wünscht (S. 8-11). Mikael Krogerus, Redaktor bei "Das Magazin", gibt uns abschliessend Preis, weshalb er gern Feminist ist (S. 12).

Nach den Beiträgen zu unserem Schwerpunkt, finden Sie eine Übersicht unserer Lehrveranstaltungen im Herbstsemester 2015, Informationen rund ums Doktoratsprogramm Gender Studies und das neue Programm unseres Zertifikatskurses (CAS) Gender, Justice, Globalisation, der von Februar 2016 bis März 2017 bereits zum dritten Mal durchgeführt wird.

In der aktuellen, 27. Ausgabe unserer Zeitschrift, stellen wir Ihnen die fünf Schwerpunkte des IZFG mit jeweils einem laufenden Projekt vor: Gender & Development, Menschenrechte & Diskriminierung, Gleichstellungspolitik & Gender Mainstreaming, Armut & Prekarität und Care. Weitere Informationen finden Sie jeweils auf unserer Website.

Wie immer finden Sie im vorliegenden Heft auch spannende Portraits von Studierenden, Doktorierenden und Postdocs, die sich in ihrer Forschung mit der Kategorie Geschlecht beschäftigen. Und natürlich haben wir für Sie wieder ein kniffliges Arbeitsplatzrätsel vorbereitet. Wir wünschen Ihnen eine bereichernde Lektüre und bedanken uns für das Lob und die hilfreichen Kommentare, die Sie uns jeweils zukommen lassen!

Bildkonzept: Anti alles

Anti-Haltungen gibt es viele. Das vorliegende Bildkonzept zeigt, wie emotional und undifferenziert sich solche Anti-Haltungen zeigen können. Hauptsache dagegen! – scheint die Aussage zu lauten. Mit diesem Ad-absurdum-Führen der Anti-Positionen soll nicht etwa das Schwerpunktthema untergraben, sondern die blinde Wut solcher Hassaussagen blossgestellt werden.



Von weiblichem Schwachsinn, Blaustrümpfen und Frauen als Knalleffekt – die lange Tradition des Antifeminismus

Antifeminismus ist viel älter als Ronja von Rönnes kürzlich geäußertes "Ekel vor dem Feminismus" oder Eva Hermans bald zehn Jahre alte Forderung "Frauen zurück an den Herd". Antifeminismus existiert auch nicht erst seit Frauen, vor allem die Kämpferinnen für die politischen Rechte der Frauen, im 19. Jahrhundert als "Blaustrümpfe" beschimpft wurden. Als Reaktion auf den Feminismus und auf die Frauenbewegungen ist er vielmehr ein immerwährendes Begleitphänomen zu weiblichen Emanzipationsbestrebungen und Gleichberechtigungsforderungen.

| Fabienne Amlinger*

Misogynie, Frauenhass und Antifeminismus

Das parallele Auftauchen zum und die Abwertung des Feminismus ist denn auch das entscheidende Differenzmerkmal zwischen Antifeminismus und Misogynie/Frauenfeindlichkeit. Oft werden die Begriffe zwar synonym verwendet, verschwinden die Grenzen zwischen Misogynie, Frauenfeindlichkeit und Antifeminismus doch häufig. Misogynie impliziert sowohl ein essentialistisches Verständnis von Weiblichkeit als auch die Vorstellung einer ontologischen Minderwertigkeit von Frauen. Während misogynen Haltungen tief in die abendländische Kultur eingeschrieben sind, werden unter Frauenfeindlichkeit bewusste Handlungen und Praktiken verstanden, die Frauen diskriminieren.¹ Historisch lässt sich die westliche Tradition der Misogynie bis in die Antike zurückverfolgen. Bereits dem aristotelischen und platonischen Dualismus, der Männer als geistige und kulturelle Wesen in Abgrenzung zu wenig rationalen, der Natur verhafteten Frauen konzipierte, lag die Vorstellung einer inferioren Weiblichkeit zugrunde.² Diese letztlich einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur entsprungene Auffassung von Frauen als minderwertige Kategorie Mensch durchzog auch die kommenden Jahrhunderte. Allerdings veränderte sich die Erklärungsgrundlage der Misogynie.³ Durch die christliche Religionslehre mit Bildern wie der sündhaften, schuldigen und minderwertigen Frau, fanden im Mittelalter misogynen Vorstellungen weite Verbreitung.⁴ Beim Übergang zur Moderne verlor die christlich-religiöse Basis der Misogynie zunehmend an Bedeutung und wurde von wissenschaftlichen Theorien abgelöst. Insbesondere Anthropologie, Medizin und Philosophie rekurrten auf eine angeblich von Natur aus gegebene Minderwertigkeit von Frauen.⁵

Ein immer wieder herangezogenes Beispiel für Misogynie in der Moderne findet sich beim Philosophen Arthur Schopenhauer. In seinem Essay "Über die Weiber" von 1851 bezeichnete er Frauen als "Knalleffekt" der Natur, die sie "auf wenige Jahre, mit überreicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattet, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit [...]" Generell erachtete er Frauen für "grosse Kinder", womit er

sie in "eine Art Mittelstufe zwischen dem Kinde und dem Manne, welcher der eigentliche Mensch ist", einreichte.⁶ Um 1900 erreichte jene Form der Misogynie ihren Höhepunkt, welche die vermeintliche intellektuelle und moralische Unterlegenheit der Frauen mit Rückgriff auf wissenschaftliche Erklärungen postulierte. Waren es zuvor in erster Linie philosophische Ausführungen, so gewannen nun die Naturwissenschaften an Deutungshoheit. Vor allem die damals äusserst populären Studien aus Medizin und Anthropologie stützten die angebliche Inferiorität der Frauen. Hirn- und Schädelmessungen wurden herangezogen, um aufgrund des geringeren Umfangs und Gewichts bei Frauen deren geistige Minderbemittlung zu beweisen.

"Historisch lässt sich die westliche Tradition der Misogynie bis in die Antike zurückverfolgen"

Als Beispiel, wie die Wissenschaft Misogynie naturalisierte, kann der Neurologe und Psychiater Paul Julius Möbius angeführt werden. In seinem 1900 erschienenen Essay "Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" vertrat er die These, dass

Frauen "tierähnliche" Wesen und von Natur aus mit geringeren geistigen Fähigkeiten ausgestattet seien als Männer. Dieser weibliche "Schwachsinn", so der einflussreiche Wissenschaftler, sei Teil der Evolution und diene der "Arterhaltung" der Menschheit.⁷ Seine wissenschaftlich untermauerten Unterschiede zwischen den Geschlechtern führte Möbius einzig auf natürliche und damit unveränderbare Faktoren zurück, während er Aspekte wie geschlechtsspezifische Sozialisation oder gesellschaftliche Prozesse negierte. Unwidersprochen blieben seine Befunde indes nicht. Kritisch entgegnete etwa die Ärztin und Schriftstellerin Johanna Elberskirchen: "Nein, Herr Möbius, das Weib ist nicht schwach, nicht inferior, nicht 'physiologisch schwachsinnig', aber das Weib ist krank – es leidet zu sehr unter der Herrschaft des männlichen Sexus".⁸

Antifeminismus als Gegenbewegung zu Emanzipationsprozessen von Frauen

Elberskirchens Reaktion auf Möbius' Thesen sind Ausdruck des um die Wende zum 20. Jahrhundert heftig diskutierten gesellschaftlichen Status der Frauen. Während etwa über die Zulassung von Frauen zum Studium und über weibliche

Berufstätigkeit gestritten wurde, erhitzte gleichzeitig die Frage nach der politischen Gleichstellung der Geschlechter die europäischen und US-amerikanischen Gemüter. Im Geschlechterverhältnis zeichneten sich also zunehmend Transformationsprozesse ab. Bemühungen, den Frauen einen unveränderlichen und inferioreren Status zuzuschreiben, lassen sich vor diesem Hintergrund als Gegenreaktion auf den Aufbruch der Frauen und das sich wandelnde Geschlechterverhältnis erkennen. Beim Antifeminismus manifestierte sich demzufolge – oft parallel zur bekannten Misogynie – eine oppositionelle Haltung gegenüber den verschiedenen Strömungen der Frauenbewegung und ihren Emanzipationsbestrebungen.⁹ Unverblümt artikuliert bereits 1855 der konservative Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, dessen Werk "Die Familie" bis weit in die 1930er-Jahre breit rezipiert und von den NationalsozialistInnen geschätzt wurde – was die Nähe antifeministischer zu rassistischen und antisemitischen Positionen zeigt –, seine antifeministische Haltung. Riehl drückte darin seine Angst aus, wonach das "massenhafte Auftreten weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Öffentlichkeit allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervensymptomatik des Zeitalters" sei und folgerte daraus: "[D]ie Geschichte unseres politischen Elends läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe".¹⁰ Offensichtlicher hätte der Antifeminismus als soziales Phänomen in Zeiten eines emanzipatorischen Aufbruchs kaum in Erscheinung treten können.

Wer aber waren – nebst den obgenannten, bekannten Beispielen – diese Antifeminist_innen im Europa des beginnenden 20. Jahrhunderts? Bis heute mangelt es an einer systematischen Untersuchung der damaligen Akteur_innen.¹¹ Die deutsche Schriftstellerin, Frauenrechtlerin und Zeitgenossin Hedwig Dohm machte in ihrem Werk "Die Antifeministen" von 1902 vier Gruppen von Feminismus bekämpfenden Männern aus, liess dabei die Schriftstellerinnen Laura Marholm, Ellen Key und Lou Andreas-Salomé als die weiblichen "drei Hauptrepräsentantinnen der Rückwärts-Bewegung" aber nicht unerwähnt. Bei den Männern unterschied Dohm zwischen der Gruppe der "Altgläubigen", die sich unter Berufung auf Gott und Naturgesetze gegen jegliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis wehrten, den "Herrenrechtlern", die gegenüber Frauen auf ihre Vorrechte pochten, den "praktischen Egoisten" mit ihrer Furcht vor weiblicher Berufskonkurrenz und den "Rittern der *mater dolorosa*", die mit paternalistischer Bevormundung und strenger Aufsicht gegenüber Frauen auftraten.¹²

Antifeminismus in der Schweiz

1912 gründeten Antifeminist_innen den "Deutschen Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation", in dem mehrheitlich Professoren, Lehrpersonal und Vertretende von Angestelltenverbänden versammelt waren. Mit Versammlungen, Flugblättern, Pressemitteilungen oder Mitgliederschulung bekämpfte der Bund die Frauenemanzipation.¹³ Ähnliche antifeministische Zusammenschlüsse institutionalisierten sich zu dieser Zeit auch in England und in den USA.¹⁴

In der Schweiz kam es zu keiner offiziellen antifeministischen Vereinigung, was aber nicht heisst, dass diese Gesinnung weniger präsent war als andersorts. Den Antifeminismus schweizerischer Prägung nahm der Geograph und Freisinnige Max Liniger im Zuge der ersten eidgenössischen Abstimmung zum Frauenstimmrecht 1959 erstmals genauer unter die Lupe. Liniger beschrieb in seinem Manifest gegen den Antifeminismus die Mentalität der Schweizer Antifeministen vor dem Hintergrund des bevorstehenden Urnenganges folgendermassen: "[C]onscient de sa médiocrité, l'antiféministe suisse choisit des valeurs que ne correspondent pas à sa nature, contraires à sa médiocrité. Il est le citoyen d'un pays libre, héritier d'un passé glorieux, formé à l'exemplaire école moyenne, possédant donc les qualités de tribun, de soldat et les dispositions politiques surestimées que la démocratie suisse exige. Lui seul a le droit de s'occuper du gouvernement, puisque lui seul est assez parfait pour cela. Tout comme Dieu [...]"¹⁵ Liniger verwendete den Begriff des Antifeminismus indes gleichbedeutend mit Misogynie und definierte ihn stärker als Glauben



an eine männliche Vorherrschaft, denn als Reaktion auf feministische Forderungen. Bemerkenswert an diesem Werk ist, dass der Autor antifeministische Positionen als eine von den Verfechtern bewusst eingenommene Haltung und als grundsätzliches und weitverbreitetes Phänomen beurteilte. Zugleich sprach er dem Antifeminismus jegliche Legitimation ab. Genauso wehrte er sich gegen die nach wie vor weitverbreiteten biologistischen Erklärungen für die vermeintliche Unfähigkeit der Frauen, sich aktiv ins politische Geschehen einzubringen: "C'est la possession d'un cerveau humain normal, et nullement l'absence ou la présence d'organe viril qui doit déterminer les modalités de la vie politique d'un quelconque groupe humain et, bien entendu, de la société helvétique."¹⁶

In den 1950er-Jahren, einer von einem rasanten gesellschaftlichen Strukturwandel und der gleichzeitigen Betonung traditioneller, bürgerlicher Geschlechterarrangements geprägten Zeit, fanden antifeministische Äusserungen noch immer grosse Beachtung, während Linigers Werk kaum rezipiert wurde. Von Ersterem zeugt etwa die Aussage des bürgerlichen Nationalrates Eugen Bircher, der die politische Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern ablehnte, da Männer "geistig die grössere Aufnahmefähigkeit, die grössere Sensibilität, Frauen jedoch [...] die grössere Irritabilität" besässen und Letztere folglich "leichter beeinflussbar und suggestibel" seien.¹⁷ Eine Mehrheit der Schweizer Männer folgte solchen Argumentationen, verweigerte den Schweizerinnen 1959 das Recht auf politische Partizipation und behob diesen menschenrechtswidrigen Umstand erst 1971 bei der zweiten eidgenössischen Abstimmung zum Frauenstimmrecht.

Der Antifeminismus endete leider nicht mit der zunehmenden (formalen) Gleichstellung der Geschlechter. Er wandelte aber seine Argumente, seine Ausdrucksformen und seine Strategien, was der nachfolgende Artikel von Franziska Schutzbach zeigt. Antifeminismus war und ist ein emanzipatorische Entwicklungen bremsendes Phänomen. Als Reaktion auf feministische Fortschritte unterstreicht er – so eine etwas andere Lesart – letztlich aber auch den Erfolg des Feminismus.



"Antifeminismus war und ist eine Reaktion auf feministische Fortschritte"

¹Vgl. Planert, Ute: Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998, S. 12.

²Helduser, Ute: Misogynie, in: Kroll, Renate (Hg.): Metzler Lexikon. Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart/Weimar 2002, S. 271.

³Vgl. Holland, Jack: Misogynie. Die Geschichte des Frauenhasses, Frankfurt a.M. 2007.

⁴Vgl. z.B. Delumeau, Jean: Angst im Abendland. Kollektive Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Hamburg 1985.

⁵Metzler Lexikon, S. 272.

⁶Schopenhauer, Arthur: Der Weise mit dem Pudel? Maximen und Reflexionen, Berlin 1851.

⁷Möbius, Paul Julius: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, Halle a.S. 1900.

⁸Elberskirchen, Johanna: Feminismus und Wissenschaft, Leipzig/Rednitz 1903, S. 18.

⁹Vgl. Planert, Ute: Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998, S. 11f.

¹⁰Zitiert nach Weiland, Daniela: Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland und Österreich. Biographien – Programme – Organisationen, Düsseldorf 1983, S. 24f.

¹¹Empfehlenswert: Bard, Christine (Hg.): Un siècle d'antiféminisme, Paris 1999.

¹²Vgl. Dohm, Hedwig: Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung, Berlin 1902.

¹³Vgl. Planert, 1998, S. 141.

¹⁴Metzler Lexikon, S. 17.

¹⁵Liniger, Max: Réflexions sur l'antiféminisme suisse, Genève 1959, S. 73.

¹⁶Liniger, S. 50.

¹⁷Amtliches Bulletin der Bundesversammlung, 13.6.1951, S. 531.

*Dr. des. Fabienne Amlinger, Historikerin und Geschlechterforscherin, arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG und als Assistentin am Historischen Institut der Universität Bern.

Der organisierte Hass der Antifeministen

Wer sich heute feministisch äussert, erntet nicht nur Gegenwind, sondern oft auch Hass und Beschimpfungen. Eine kleine Betrachtung zum aktuellen Stand des Antifeminismus.

I Franziska Schutzbach*

Die Geschichte des Feminismus, genauer: der Feminismen, wurde schon immer von vielfältigen, substanziellen Anfechtungen und heftigen Polemiken begleitet. In den letzten Jahren haben die Attacken wieder zugenommen. Obwohl eine solche Feststellung schwierig zu überprüfen ist, legen aktuelle Studien ihre Berechtigung für Deutschland durchaus nahe. Ob im Internet, im Freundeskreis, an Universitäten oder im Parlament – die Soziologen Hinrich Rosenbrock, Andreas Kemper und Robert Claus zeigen, dass der Antifeminismus offensiver geworden ist, bissiger, organisierter. Die Player reichen von Parteien, die Antifeminismus als Wahlprogramm entdecken (zum Beispiel die AfD in Deutschland) über neurechte Bewegungen (wie Pegida), christliche Fundamentalisten, Journalisten in Leitmedien (zum Beispiel Harald Martenstein oder Volker Zastrow), Männerrechtsorganisationen bis hin zur Maskulistenszene im Internet (zum Beispiel AGENS, MANNdat, WikiMannia, wgvdl).

Aber was ist Antifeminismus? Und welches sind die aktuellen Argumentationsmuster? Antifeminismus richtet sich gegen feministische Bewegungen und Anliegen, und verbindet sich dabei oft auch mit homo- und transphoben, rassistischen und anderen Angriffen. Oft bedienen sie sich klassischer Feindbildkonstruktionen, zum Beispiel indem der Feminismus für alle als negativ empfundenen gesellschaftlichen Entwicklungen verantwortlich gemacht wird. Ein extremes Beispiel dafür ist der rechtsradikale Attentäter Anders Behring Breivik, der 2011 in Norwegen 77 Menschen ermordete. Unmittelbar nach der Tat gestand er, dass sein eigentliches – verfehltes – Ziel die Ermordung der feministischen Politikerin Gro Harlem Brundtland gewesen war. In seinem Manifest "2083" behauptete er, die Schuld an der "Überfremdung" und der "Einführung der Scharia" trage der "Staatsfeminismus" und die "Gender-Doktrin". Beides beraube den westlichen Mann seiner patriarchalen Position und führe damit zu einer Schwächung der Nation. Obwohl Breiviks antifeministische Motivlage unter anderem vom norwegischen Männerforscher Jorgen Lorentzen klar benannt wurde, erhielt diese medial wenig Beachtung.

"Antifeminismus ist offensiver geworden, bissiger, organisierter"

Umgekehrt aber fand und findet man ähnliche Argumentationsweisen durchaus in etablierten Medien. Die Geschichte von den Männern als "Verlierer des Feminismus" ist eine machtvolle antifeministische Erzählung, die sich nachhaltig ins kulturelle Bewusstsein eingegraben hat. In deutschen Zeitungen wie dem Spiegel, der FAZ oder der ZEIT war in den letzten Jahren immer wieder zu lesen, Gleichstellung sei "politische Geschlechtsumwandlung", und der Schweizer Männerforscher Walter Hollstein schreibt vom "männlichen Niedergang" durch die Frauenbewegung. Oft wird dabei das Bild einer Weltverschwörung lesbischer Akademikerinnen und Frauenbeauftragter aufgebaut, die mit dem "Gender-Prinzip" an der Zerstörung der "natürlichen" Geschlechterrollen arbeiten, an der Schaffung eines "Frankenstein ohne Geschlecht" (Basler Zeitung) oder an einer Quote, die nichts anderes als eine "staatliche Umverteilung zulasten der Männer" sei (NZZ).

Solche antifeministischen Parolen sind nicht neu. Bereits im europäischen Mittelalter veröffentlichte Christine de Pizan "Das Buch von der Stadt der Frauen", mit dem sie gegen die antifeministische Haltung ihrer Zeit schrieb. Es war der Ausgangspunkt für die "Querelles des Femmes", den grossen Geschlechterstreit des Mittelalters. Konjunktur hatten antifeministische Bewegungen auch

im deutschen Kaiserreich – eine insgesamt extrem anti-emanzipatorische Zeit, in der die Gegnerschaft gegen Frauenemanzipation Hand in Hand ging mit Antisemitismus, Nationalismus, Intellektuellen- und Demokratiefindlichkeit. Es

herrschte eine umfassende Ablehnung gegenüber der Moderne, deren verhasste Repräsentanten "der Jude" und "das Weib" waren. Wie Shulamit Volkov 1978 in ihrem Text "Antisemitismus als kultureller Code" schreibt: "Antisemitismus und Antifeminismus waren integrierender Bestandteil jener anti-emanzipatorischen Kultur, die bei der Mehrheit der Deutschen in der Vorkriegszeit verbreitet war."



Aber auch in Ländern ohne faschistische Tradition wie der Schweiz gab es im frühen 20. Jahrhundert massive antifeministische Mobilisierungen, vor allem gegen das Frauenstimmrecht. Aufschlussreich sind Untersuchungen über die Verbindung von Antifeminismus und geistiger Landesverteidigung in den 1930er-Jahren. Die Historikerin Regula Stämpfli beschreibt, wie der patriotische "Zwang" zum Zusammenhalt gegen die "äusseren" Drohungen des Faschismus und Kommunismus es den Frauen in der Schweiz verbot, sich für ihre Rechte einzusetzen, da dies die Stabilität der Nation gefährde. Frauen, die es dennoch taten, galten als Landesverräterinnen. Der Mythos von der Landesverteidigung hat die späte Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz massgeblich beeinflusst.

Historisch bedeutend war auch der so genannte wissenschaftliche Antifeminismus, der seit dem 19. Jahrhundert zu beweisen vorgab, Frauenemanzipation würde eine "kulturelle Degeneration" herbeiführen. Mediziner behaupteten, im Feminismus äussere sich ein unnatürliches weibliches Machtstreben, das die gesunde Sexualität pervertiere und sogar die Geburt gesunder Kinder gefährde. Die Ausläufer solcher Argumente finden sich auch in der heutigen antifeministischen Rhetorik, zum Beispiel, wenn der Feminismus für die demographische Krise verantwortlich gemacht wird, weil berufstätige Frauen weniger Kinder gebären.

Aktuelle antifeministische Diskurse zeichnen sich durch ein neues Phänomen aus: Männer beschreiben sich als Opfer des Feminismus. Besonders Männerrechtler sprechen heute von einer "umge-

kehrten Diskriminierung", in der Feministinnen die Unterdrückung der Männer anstreben, zum Beispiel im Familien- und Scheidungsrecht oder in der Bildung. Suggestiert wird ein Interessenskonflikt zwischen den Bedürfnissen von Männern und den Zielen der Frauenemanzipation. Die Folge ist, dass Männerrechtler nicht einfach für die eigene Emanzipation kämpfen – was wichtig wäre, da unter den vorherrschenden Bedingungen zweifellos auch Männer leiden. Stattdessen wird eine Gegenemanzipation gegen Frauen gefordert.

Dabei bringt die neue Opferposition für die meisten Männerrechtler einige Schwierigkeiten, denn das Eingeständnis von Schwäche ist mit ihrem meist traditionellen Männlichkeitsideal nicht kompatibel. Auch dies ist ein Grund, weshalb Männerrechtler den Feminismus gern überdimensional darstellen – indem sie zum Beispiel von einer "feministischen Diktatur" sprechen. Ihre Opferposition scheint also nur dann legitim, wenn die Unterwerfungsmacht geradezu monströs ist. Bezeichnend ist auch, dass Männerrechtler dem Feminismus Männerhass vorwerfen, sich aber oft genug selbst gegen die eigenen Geschlechtsgenossen richten. So werden homosexuelle und andere nicht-männlichkeitskonforme Männer herabgesetzt. Im Internet führen Maskulisten so genannte "Lila Pudel-Listen", die auf denunziatorische Weise profeministische Journalisten, Politiker oder Wissenschaftler steckbriefartig vorführen.

"Aktuelle antifeministische Diskurse: Männer beschreiben sich als Opfer des Feminismus"

Es ist aber wichtig, zu betonen, dass Männeranliegen durchaus auch ohne Ablehnung 'des Feminismus' formuliert werden können, das zeigt die (profeministische) Männerbewegung in Deutschland, oder im Schwei-

zer Kontext die Organisation Männer.ch. Und ganz nebenbei findet man natürlich auch bei Frauen antifeministische Argumentationslogiken. Ein prominentes Beispiel ist die ehemalige deutsche Familienministerin Kristina Schröder. Die antifeministischen Argumente solcher sogenannter 'Erfolgsfrauen' folgen einer neoliberalen Prämisse: Feminismus wird hier als eine Art bevormundender Spielverderber dargestellt, der Frauen in die Opferrolle drückt und angeblich nicht wahrhaben will, dass Frauen heute, wenn sie nur wollen, alles erreichen können.

Ein neues antifeministisches Tummelfeld ist der so genannte "Anti-Genderismus". Das Feindbild "Genderismus" hat sich als Code etabliert, mit dem sowohl eine angeblich "überbordende" Gleichstellung von Frauen, aber auch die Gefahr einer Homo-

sexualisierung der Gesellschaft und die drohende Sexualisierung von Kindern durch Sexualkundeunterricht gemeint sind. Nicht zuletzt umfasst das Feindbild "Genderismus" neben der Frauen- und Geschlechterforschung auch die Queer- und Transgender Studies, die zunehmend als ideologische Gefahr identifiziert werden. Vorgeworfen wird den Gender Studies Unwissenschaftlichkeit und fehlende Objektivität. Sie gelten als Ausgeburt eines "Über-Feminismus", eines elitären "Genderfeminismus", der es nachhaltig in die steuerfinanzierten Institutionen geschafft hat. Gerade dieser akademisch gewordene, also etablierte Feminismus ist den Anti-Genderisten ein Dorn im Auge, denn Gleichstellung ist gemäss ihrer Logik doch längst erreicht, und Feminismus als Wissenschaft geht dann definitiv zu weit. Einer Wissenschaft, die erstens Geschlechterverhältnisse und Sexualität (und vieles mehr) als soziohistorische Phänomene – das heisst als nicht in Stein gemeisselt – versteht, und zweitens fortbestehende Diskriminierungs- und Herrschaftsverhältnisse belegt, muss offensichtlich rigoros die Wissenschaftlichkeit abgesprochen werden (zum Beispiel durch "Science Files" oder Harald Martenstein im ZEIT Magazin). Auf welche Weise sich "Anti-Genderismus" derzeit auch mit dem neu aufkeimenden Anti-Intellektualismus verbindet, müsste noch untersucht werden.

Aber woher kommt dieser erstarkte Antifeminismus? Eine medienökonomische Erklärung lautet, dass sich mit Gender-Polemiken Klickzahlen, Kommentare und somit Traffic generieren lasse. Sicher ist Antifeminismus aber auch eine Reaktion auf eine im Wandel begriffene Geschlechterordnung, in der Schwule heiraten, Frauen Karriere machen und Väter freiwillig Teilzeit arbeiten. In einer Zeit, in der die Welt sich als krisenhaft erweist, in der männliche Berufsbiographien nicht mehr sicher sind und es überall zu Prekarisierungen kommt, ist Antifeminismus eine Art männliche Re-Souveränisierungs-Strategie. Dabei spiegelt der Ruf nach dem

traditionellen Familienmodell auch die Sehnsucht nach dem warmen Nest, in dem Frauen 'wie früher' dem hart arbeitenden Mann einen sicheren Rückzugsort bieten sollen.

Gleichzeitig ist es aber falsch, anzunehmen, Männer würden automatisch zu Antifeministen, bloss weil sie den Job verlieren. Antifeminismus allein als Reaktion auf soziale und ökonomische Umstände zurückzuführen, würde die Dimensionen des Hasses verharmlosen. Es braucht genauere Untersuchungen, um zu erklären, welche kognitiven und emotionalen Prozesse zu heutigen Formen von Hass führen, und inwiefern Hass eine unbewusste oder auch bewusste Entscheidung ist.

Ob Frauen, Homosexuelle, Transgender, Menschen mit Migrationshintergrund oder Menschen mit Behinderung: Sie alle streiten heute laut für ihre Anliegen, sie sind sichtbar und hörbar – und sie sind eine Herausforderung für die Gesellschaft. Ein antifeministischer Vorwurf lautet gemeinhin, Feminismus wolle die Gesellschaft umerziehen. Genau! – möchte man laut rufen. Denn Feminismus handelt von tiefgreifenden Veränderungen, es geht um Gerechtigkeit, um eine Gesellschaft ohne Gewalt und Diskriminierung, um die Frage, wie wir leben wollen. Eine Gesellschaft, in der feministische Anliegen formuliert und umgesetzt werden, eine solche Gesellschaft ist nicht mehr dieselbe wie zuvor. Und das ist gut so.

Dieser Text erschien zuerst in kürzerer Version am 20.02.2015 in der Schweizer Wochenzeitung "TagesWoche" und am 26.02.2015 in dieser Form auf dem feministischen Blog www.bzw-weiterdenken.de.

*Franziska Schutzbach studierte Soziologie, Gender Studies und Medienwissenschaften an der Universität Basel. Sie lehrt und forscht am Zentrum Gender Studies der Uni Basel und promoviert zu internationalen Gesundheits- und Bevölkerungspolitiken.

"Feminismus handelt von tiefgreifenden Veränderungen, es geht um Gerechtigkeit"

"Wir lösen uns durch feministisches Engagement im Netz nicht in Einsen und Nullen auf"

Anne Wizorek ist Beraterin für digitale Medien, Autorin, Bloggerin und lebt in Berlin. Sie ist Initiatorin des Hash-tags #aufschrei, unter dem vor allem in Deutschland eine Debatte zum Thema Alltagssexismus angestoßen wurde und der auch sehr viele antifeministische Kommentare ausgelöst hat. 2015 wurde Anne Wizorek von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes als Botschafterin des Themenjahres gegen Geschlechterdiskriminierung berufen sowie für die Sachverständigenkommission des 2. Gleichstellungsberichts der Bundesregierung.

I Claudia Amsler*, Monika Hofmann**, Janine Lüthi***

Anne Wizorek, Sie werden oft als Netzfeministin zitiert, mögen Sie es, so angesprochen zu werden? Wie würden Sie sich und Ihre diversen Aktivitäten selbst beschreiben?

Für mich ist die Bezeichnung Netzfeministin okay, aber eigentlich werde ich eher von aussen als solche bezeichnet und benutze diese weniger für mich selber bzw. gehe ich dann eben darauf ein, wenn ich diese Zuschreibung erhalte. Am Ende bin ich halt einfach Feministin. Das Attribut "Netz" scheint einigen Leuten aber sehr wichtig zu sein, um zu signalisieren, dass ich eben auch verstärkt mit dem Internet arbeite. Dabei ist es mir wiederum wichtig, sichtbar zu machen, dass selbstverständlich auch im Netz Feminismen zu finden sind, genauso wie offline, und es eben keine homogene Ansammlung an aktiven Menschen gibt. Manche benutzen den Begriff Netzfeminismus natürlich auch als Abwertung, da sie der Meinung sind, dass politisches Engagement, das sich im Netz formiert, nichts zählt oder weniger effektiv ist als Offline-Aktivismus. Online und offline ständig gegeneinander aufzuwiegen, ist aber ohnehin der falsche Ansatz, da wir uns durch unser Engagement im Netz nicht als Menschen in Einsen und Nullen auflösen und die Arbeit im Netz auch immer in Wechselwirkung mit der Offline-Sphäre steht.

Antifeminismus erregt im Internet in den letzten Jahren immer mehr Aufsehen. Haben solche Hasskommentare auf diversen Social-Media-Plattformen mengenmässig zugenommen? Welche Rollen nehmen solche Plattformen – gerade bezüglich des *hate speech* (Judith Butler) – ein?

Die Technologien, die uns heutzutage zur Vernetzung zur Verfügung stehen, um uns quasi jederzeit mit Gleichgesinnten auf der ganzen Welt in Verbindung setzen zu können, werden leider selbstverständlich auch für negative Zwecke missbraucht. Mengenmässig haben diese natürlich zugenommen, weil einerseits schlicht mehr Menschen im Netz unterwegs sind, aber auch, weil feministische Inhalte im Netz einen immer festeren und grösseren Platz einnehmen. Dieser öffentliche Raum, den sich

marginalisierte Gruppen geschaffen und erkämpft haben, soll durch die Angriffe wieder abgesprochen und die entsprechenden Menschen zum Schweigen gebracht werden. Diese Dynamik ist insofern nichts Neues, aber die Mittel mit denen das heutzutage passiert, führen dazu, dass wir das Problem *hate speech* noch mal eingehender diskutieren müssen. Nicht zuletzt, weil hier die jeweiligen Plattformen wie Twitter und Facebook eine Verantwortung tragen, um ihre Nutzer_innen zu schützen. Dieser kommen sie bisher aber nur zögerlich nach, da oft argumentiert wird, wir müssten Hasskommentare im Netz einfach aushalten, weil sie einerseits zur Internetkultur gehören (Stichwort "Don't feed the trolls!") und andererseits uneingeschränkte Meinungsfreiheit herrschen muss. Dabei wird allerdings ignoriert, dass so die Meinungsfreiheit marginalisierter Gruppen zuallererst unhinterfragt beschnitten wird und dass Hasskommentare trotzdem nicht ohne Konsequenzen hingenommen werden müssen.

"Die Arbeit im Netz steht immer in Wechselwirkung mit der Offline-Sphäre"

Das unqualifizierte Kommentieren von diversen Texten und Textsorten im Netz erfreut sich offenbar einer immensen Beliebtheit. Wie erklären Sie sich dieses Phänomen?

Immer mehr Menschen haben Zugang zum Netz und partizipieren darin, was freilich eine positive Entwicklung ist. Der Grossteil der Nutzer_innen teilt sich aber aufgrund der bisher entwickelten Kommunikationskultur noch nicht mal mit, da sie – zu Recht – hiervon abgeschreckt sind. Wir müssen insgesamt endlich verstehen, dass wir uns durch Social Media immer noch in einem Medien- und damit auch in einem enormen Kulturwandel befinden. Die Kommunikation über Bildschirme wird zum Beispiel von unseren Hirnen anders verarbeitet, da uns Mimik, Gestik und Tonfall des Gegenübers fehlen – also Komponenten, die in einem Gespräch von Angesicht zu Angesicht massgeblich dafür sorgen, wie wir unsere Interaktion mit einer Person überhaupt bewerten und ausrichten. Wenn aber eben diese Komponenten wegfallen, tendieren wir dazu, Aussagen schneller negativ zu bewerten, da sie in einem Teil unseres Hirns verarbeitet



werden, der für das Angstgefühl und damit für die Einschätzung von Gefahren zuständig ist. Somit fallen dann auch die Reaktionen auf entsprechende Aussagen aggressiver und negativer aus, was natürlich auf der Gegenseite ebenso ankommt und sich schnell hochschaukeln kann, obwohl der Anlass vielleicht gar nicht so wild war. Zusätzlich können auch die mögliche Anonymität des Netzes, die gefühlte Unsichtbarkeit und die Asynchronität von Kommunikation zum sogenannten "Online disinhibition effect" beitragen, also dem Senken der Hemmschwelle zur Interaktion im Netz. Diese gesenkte Hemmschwelle kann eine grössere Offenheit beim Teilen von Informationen zur Folge haben, aber eben auch Aggressivität. Diese stattfindenden Prozesse sind aber den wenigsten Leuten im Netz bewusst. Da sie sich auch auf einer intuitiven Ebene abspielen, ist es nicht leicht, sie 'auszutricksen', aber ich handhabe es zum Beispiel so, dass ich mir missverständliche Aussagen lieber noch mal erläutern lasse, statt direkt in eine Diskussion zu springen. Das gehört zu einer Medienkompetenz, die wir aber alle erst noch erlernen und verstärkt umsetzen müssen. Insofern entsteht ein Teil der toxischen Diskussionskultur durchaus aufgrund fehlender Medienkompetenz, aber ein guter Teil eben auch als bewusster Missbrauch von Technologien, um diskriminierende Machtstrukturen zu erhalten.

Wie kann dem Hass der Antifeminist_innen im Netz entgegengetreten werden? Soll mensch reagieren und wenn ja, wie? Welche Strategie(n) verfolgen Sie persönlich?

Ich sehe dies immer kontextabhängig und habe daher unterschiedliche Strategien, glaube aber auch, dass wir gerade eigentlich erst an einem Punkt ankommen, wo diese auch nachhaltiger werden können. Zum einen lasse ich mittlerweile meinen Twitter Account sowie meinen Mail-Posteingang filtern. Das heisst, dass mir hier jeweils nur die konstruktiven, positiven, wichtigen etc. Beiträge weitergeleitet werden. Mir war es ausserdem wichtig, dass diese Aufgabe von feministischen Männern übernommen wird, deswegen machen das nun mein Partner und mein bester

"Ein Teil der toxischen Diskussionskultur entsteht aufgrund fehlender Medienkompetenz"

Freund. Für mich ist das eine grosse Entlastung, so muss ich in meiner täglichen Arbeit nicht immer wieder damit rechnen, solche Kommentare zu sehen, aber ich kann sie mir anschauen, wenn ich es denn möchte. So kann ich zumindest ein gewisses Mass an Kontrolle zurückgewinnen und mich weiterhin auf meine Arbeit konzentrieren.

Darüber hinaus gibt es verschiedene Wege der Sichtbarmachung wie z.B. Retweets, Screenshots, eigens dafür angelegte Blogs etc., die notwendig sind, um das Problem zu verdeutlichen, nicht zuletzt weil den Diskriminierungsbetroffenen ihre Erfahrungen leider nicht geglaubt werden, wenn sie einfach nur davon erzählen. Hinzu kommen immer mehr Support-Netzwerke von Betroffenen (wie z.B. Crash Override), die wiederum ihre Expertise zur Verfügung stellen, um anderen Menschen, die Ziel von Hasskampagnen werden, zu helfen. Nicht jede_r kennt sich mit Sicherheitseinstellungen bei Facebook aus oder weiss, wie der eigene Mail-Account vor Hacker-Angriffen geschützt werden kann und wo wir überhaupt überall angreifbar sind. Diese Netzwerke helfen da weiter.

Wie stehen Sie medienpolitisch zu der Kommentarfunktion von Artikeln? Sollte sie stärker eingeschränkt, die Kommentare rigoros kontrolliert oder diese Funktion gar ganz abgeschaltet werden?

Die Möglichkeit unter Artikeln zu kommentieren sollte nur eröffnet werden, wenn auch die Kapazitäten dazu da sind, die Kommentarmoderation zu leisten. Community Management wird heutzutage oft als notwendiges Übel

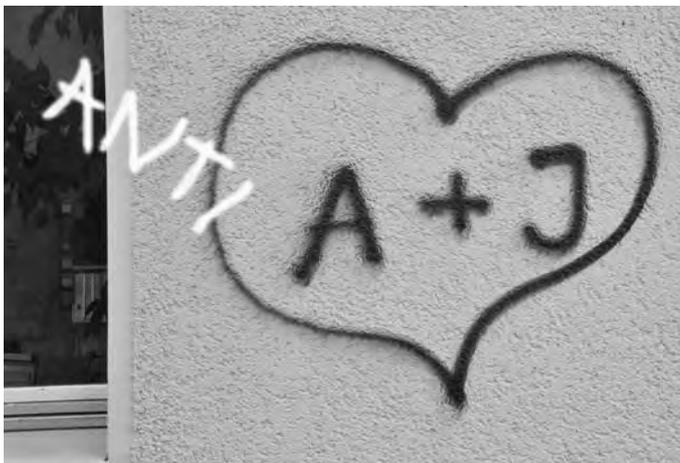
empfohlen, was irgendwie nebenbei abgehandelt werden soll. Die entsprechenden Leute sind zu schlecht bezahlt und mehr als überlastet – wie Hasskommentare sich auf die Psyche auswirken, wenn jemand das als tagtägliches Brotjob machen muss, ist zum Beispiel auch noch nicht Teil

der Debatte. Ein Modell wie es zuletzt zum Beispiel die Süddeutsche Zeitung online eingeführt hat, finde ich da nur konsequent: Sie schaltet nur für rund drei Themen die Kommentare frei, kann dann aber auch

besser garantieren, dass sich um die Diskussion eingehend seitens des Community Management gekümmert und die Diskussion konstruktiv gehalten wird. Das heisst natürlich nicht, dass nicht auch hier Hasskommentare etc. auftauchen können, aber durch stete Präsenz des Community Managements ist es besser möglich, die Diskutierenden wieder auf den Kern des Themas zurückzulenken. Gleichzeitig werden so auch andere Kommentator_innen bestärkt, sich entsprechend zu äussern, statt angesichts von abfälligen Kommentaren abgeschreckt zu werden. In der Regel kann bereits der erste Kommentar wegweisend für den gesamten Diskussionsverlauf sein: Ist dieser also unnötig aggressiv und ablenkend, bereitet das auch den Boden für Nachahmer_innen. Seitens des Community Managements kann bei einem Modell wie es die SZ fährt, dann aber auch anders mit den internen Kapazitäten gehaushaltet werden, da diese schlicht besser einzuschätzen sind. So kann auch von journalistischer Seite wirklich mitdiskutiert werden, statt unter zig Artikeln einfach nur die schlimmsten Kommentare wieder zu löschen und auf Community Guidelines hinzuweisen. Das ist dann im besten Fall sowohl für Leser_innen als auch für Medienschaffende ein befriedigenderer Austausch.

Oft wird mit der Meinungsfreiheit argumentiert, wenn Hasstiraden unterbunden werden möchten. Wie sehen Sie das?

Durch *hate speech* im Netz wird Gewalt ausgeübt, es werden Menschen in ihrer Meinungsfreiheit eingeschränkt und an der Teilhabe am gesellschaftlichen und politischen Geschehen gehindert. Meinungsfreiheit bedeutet eben nicht Narrenfreiheit. Wenn zum Beispiel Betreiber_innen stärker zur Verantwortung gezogen werden, weil ihre Plattformen für die Verbreitung von *hate speech* und gezielte Hasskampagnen missbraucht werden, dann wird die Meinungsfreiheit der Betroffenen geschützt



"Wir brauchen Ideen, wie Entschuldigen aber auch Verzeihen im Social-Media-Zeitalter funktionieren können"

und ein klares Zeichen gegen Diskriminierung gesetzt. Geschlecht, Herkunft und dergleichen spielen leider auch im Netz immer noch eine Rolle und beeinflussen stark, wie jemand gehört wird. Entgegen der allgemeinen Annahmen sind nicht-regulierte Plattformen eben nicht neutral, sondern erlauben lediglich denjenigen, die bereits von unseren derzeitigen Machtstrukturen am meisten profitieren, die problemloseste Kommunikation.

Wagen wir einen Blick in die Zukunft. Wie, denken Sie, werden sich allgemein die Diskussionen und Kommentare im Netz entwickeln? Wird es immer mehr geben oder ist eine Zäsur wahrscheinlich? Lässt sich ein Trend abzeichnen?

Ich denke die Erkenntnis, dass Community Management eine unterschätzte und unterbezahlte Arbeit ist – unter anderem auch,

weil sie durch den emotionalen Hintergrund wieder eher als 'weiblich' gewertet wird – und das geändert werden muss, muss zwangsläufig erfolgen, wenn wir eine bessere Kommunikationskultur haben möchten. Die Kommentarfunktion wird aber sicherlich in Zukunft mit mehr Bedacht aktiviert werden. Ich hoffe auch sehr darauf, dass wir endlich wegkommen von der Diskussion, was Betroffene von Hassattacken 'falsch machen' und endlich in den Fokus rücken, wie Täter_innen eben zu diesen werden.

Wenn es um tatsächliche Kritik geht, brauchen wir wiederum ein Wertesystem, das mit den Gegebenheiten des Netzes umgehen kann und respektvollen Umgang miteinander in den Mittelpunkt rückt. Ein Wertesystem, das auf Empathie basiert und Raum fürs Fehlermachen und daran Wachsen lässt. Wir brauchen Ideen, wie Entschuldigen aber auch Verzeihen im Social-Media-Zeitalter funktionieren können.

Im September 2014 erschien Ihr Buch "Weil ein #aufschrei nicht reicht: Für einen Feminismus von heute". Wir gratulieren Ihnen herzlich! Was hat Sie dazu bewogen, ein Print-Produkt zu erarbeiten? Was ist die Hauptaussage Ihres Werks?

Das Buch ist entstanden, weil ich bei Veranstaltungen rund um #aufschrei immer wieder gefragt wurde, welche Einstiegswerke in Sachen Feminismus es gibt. Da es bislang im deutschsprachigen Raum kein solches Buch gab, das auch den Raum Internet einbezieht und den Status Quo intersektional, aber zugleich leicht zugänglich, aufbereitet, wollte ich ein eben solches Buch schreiben. So geht es darin um sexuelle Selbstbestimmung, genauso wie um Vereinbarkeit, grundlegende Rechte für LGBTQI, die Abschaffung sexualisierter Gewalt etc. Ausserdem gibt es einen Einblick, wie feministisches Engagement, im Netz und ausserhalb, im Grossen wie im Kleinen, heutzutage aussehen kann.

Mir war es sehr wichtig, nicht nur ein Das-hier-läuft-alles-noch-schief-bis-schlecht festzuhalten, sondern auch das So-kannst-du-selbst-etwas-dagegen-tun in den Fokus zu rücken. Feminismus hat schliesslich auch einfach mit der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft, eine bessere Welt zu tun und diesen Optimismus möchte ich abbilden. Bis die Angebote, ein Buch zu schreiben, in meinem E-Mail-Posteingang landeten, hatte ich allerdings noch nicht darüber nachgedacht, da ich sonst sehr gerne fürs Netz schreibe und die spezifischen Möglichkeiten wie Links setzen, Videos einbinden etc. fast immer nutze. Insofern musste ich mein Schreiben diesbezüglich anpassen, habe aber versucht, so zu schreiben, wie ich es beim Bloggen tue. Das Buch ermöglicht ausserdem noch mal eine andere Reichweite für die bereits genannten Themen rund um Geschlechtergerechtigkeit. Momentan ist es einfach grossartig, diese bei Lesungen, Podien und Vorträgen in Deutschland, der Schweiz und Österreich weiterzutragen und immer wieder zu sehen, dass hierzu ein grosses Interesse besteht.

Und zum Abschluss: Was wünschen Sie sich für die Kommunikation im Internet?

Für die Debatte wünsche ich mir, dass endlich verstanden wird, dass das Netz nicht frei von Machtstrukturen ist und diese unsere Kommunikation online genauso beeinflussen wie offline. Zum Beispiel sorgt Sexismus dabei wieder mal dafür, dass Frauen ihre Erfahrungen mit Online-Angriffen nicht geglaubt werden und sobald aber ein Mann das thematisiert, er als Experte hierzu verstanden wird, egal welche Expertise er tatsächlich hat. Ausserdem werden Frauen dann zum Beispiel von Medien maximal als Betroffene wahrgenommen und nicht als Expertinnen ihrer Situation. Das macht die Diskussion zu diesen Themen schwierig. Für die Kommunikation selber wünsche ich mir viel mehr Empathie und weniger Denken in Beide-Seiten-haben-Fehler-gemacht – denn die Binarität, die oft angewandt wird, um komplexe Sachverhalte verstehen zu wollen, schadet in der Regel bereits marginalisierten Menschen. Ansonsten hoffe ich einfach sehr, dass wir innerhalb dieses Kulturwandels bald an einen Punkt kommen, wo alle verstehen, dass wir uns 1. überhaupt in einem solchen befinden, das 2. aber nicht der Untergang des Abendlandes ist und 3. unsere Medienkompetenz sich verändern muss, damit wir 4. die Grossartigkeiten des Netzes weiter nutzen können und das noch für viel mehr Menschen ohne Risiko möglich sein wird.

*Claudia Amsler studiert im Master Gender Studies, Philosophie und Germanistik. Sie ist Hilfsassistentin am IZFG.

**Monika Hofmann, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG im Bereich Wissenstransfer & Kommunikation.

***Janine Lüthi, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG und Doktorandin am Center for the Study of Language and Society (CSLS) der Universität Bern.

"Online disinhibition effect"

Bezeichnet das Senken der Hemmschwelle in der Netzkommunikation aufgrund der Anonymität und Asynchronität von Kommunikation im Netz. Diese kann zu einer grösseren Offenheit aber auch zu einer gesteigerten Aggressivität führen.

"Do Not Feed The Troll" (DNFTT)

Im Netzjargon sind "Trolls" oder auch "Haters" Personen, die ihre Anonymität dazu nutzen, Diskussionen auf destruktive Weise zu behindern, indem sie die anderen Gesprächsteilnehmer_innen provozieren und keine sachbezogenen, konstruktiven Beiträge verfassen. Eine mögliche Strategie, um sich gegen Trolls und Haters zu wehren, besteht darin, ihnen keine Aufmerksamkeit zu schenken. Dieses Vorgehen wird in der Netzkultur als "Do Not Feed The Troll" (deutsch: "Den/die Troll_in nicht füttern") bezeichnet.

Die Strategie und ihre Bezeichnung können durchaus kritisiert werden. Siehe dazu bspw. Wizorek, Anne (2015): Let's talk about Meinungsfreiheit, baby!! (re:publica 15, www.re-publica.de).

Hashtag

Das Rautezeichen wird einer Zeichenkette vorangestellt, bei der es sich um Schlüssel- oder Schlagwörter zu einem bestimmten Thema handelt. Diverse soziale Netzwerke benutzen Hashtags innerhalb des elektronischen Fliesstextes, um die Suche nach den Schlagwörtern zu erleichtern. Beim Mikroblogging-Dienst Twitter werden alle Konversationen über Hashtags organisiert.

"Community Mangement"

Das "Community Management" umfasst Tätigkeiten wie Aufbau, Betrieb und Betreuung einer aktiven Kommunikationsgemeinschaft in sozialen Medien.

Warum ich gern Feminist bin

I Mikael Krogerus*

Hier kurz, was passiert, wenn du dich unter Männern als Feminist zeigst. Du wirst zum Spielverderber, weil du bei sexistischen Sprüchen nicht mitmachst. Du wirst Freunde verlieren, weil du merkst, dass ihr in grundlegenden Fragen weiter auseinandersteht als Griechenland und die EU. Du wirst dir den Vorwurf anhören: "Deine Frau beeinflusst dich" (es ist unter Männern nicht angesehen, von Frauen beeinflusst zu sein).

Drei Frauen waren es, die mich zum Feministen machten. Die erste war meine Mutter. Ich bin in Schweden aufgewachsen. Selbstverständlich arbeiteten beide Eltern. In meiner Erinnerung war meine Mutter den ganzen Tag auf Arbeit und hatte trotzdem an alles Familiäre gedacht. Es war der skandinavische Feminismus: Frauen waren berufstätig, aber Männer deswegen noch lange nicht am Herd. Sie waren gleichberechtigt und gefangen in traditionellen Frauenrollen. Ich hielt das für normal. Ich hielt das für Gleichberechtigung. Ich hatte: keine Ahnung.

Die zweite Frau war Peaches. Dass ich nicht ganz auf der Höhe der Zeit war, fiel mir auf, als ich die kanadische Sängerin kennenlernte. "Das Unbehagen der Geschlechter", verkündete Peaches einmal, habe sie verändert. Ich war ein wenig verliebt in sie und wollte mehr wissen. Also kaufte ich mir das Standardwerk von Judith Butler. Ich verstand nicht viel, aber plötzlich las ich den vermutlich im akademischen Diskurs unwichtigen, für mich aber erhellenden Satz: "Dieses Unbehagen wurde für das männliche Subjekt zum Skandal (...) als das weibliche Objekt unerklärlicherweise den Blick erwiderte". Hunderttausend heulende Höllenhunde! Warum hatte mir nie zuvor jemand solche Sichtweisen vermittelt? Schlimmer noch: Warum war ich selber nie drauf gekommen? Ich blätterte weiter und las von der Infragestellung fester Kategorien, von Uneindeutigkeiten und Graubereichen. Die Welt wurde nach der Lektüre nicht einfacher, sie wurde komplizierter! Und genau darin, so meinte ich zu verstehen, bestand der Mehrwert. Das Spannende an kritischer Theorie: Hast du sie einmal geschluckt, gibt es kein Zurück. Das folgenreiche von kritischer Theorie: Sie verändert dich. (Welcher Mann kann schon ernsthaft nachts nicht aufstehen, wenn das Baby schreit, wenn er mal Donna Haraway oder Silvia Federici verstanden hat?) Das Problem mit kritischer Theorie: Sie ist so unglaublich schwer zu verstehen.

Die dritte Frau war meine Frau. Sie ist, man darf das ruhig sagen, intelligenter als ich. Auch belesener. Ich machte mich zum Trittbrettfahrer ihrer Lektüre.

Sie las mir aus Toni Morrison vor, erzählte mir von Michel Foucault und Gilles Deleuze, parlierte mit Audre Lorde und Simone de Beauvoir. Ich lernte langsam. Vieles blieb mir schleierhaft. Anderes leuchtete sofort ein. Zum Beispiel das mit den Privilegien. Ich werde überall besser behandelt als andere – weil ich ein Mann bin. Ich werde besser bezahlt – weil ich ein Mann bin. Ich habe ein viel geringeres Risiko vergewaltigt zu werden – weil ich ein Mann bin. Ich wurde in der Schule bevorzugt, ich durfte öfter aus der Reihe tanzen, man traute mir mehr zu – weil ich ein Mann bin. Ich bin auch noch ein weisser Mann, in Europa. Was kann mir passieren?! Wie könnte man mich schon beleidigen?! Ich sage nicht, dass Mann sein besser ist. Ich sage nur, dass es von Vorteil ist, männlich zu sein. Du kannst dich in eine Zeitmaschine setzen und an irgendeinen Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte reisen, die Chance, dass du dort – angekommen als weisser Mann – bevorzugt behandelt wirst, liegt bei 98%. Der Vorteil, Mann zu sein ist ein gewaltiger, historischer, aber komplett unverdienter Vorteil, und den nicht zu haben, wäre... wäre, wie eine Frau zu sein.

Ein Kind versteht, dass das ungerecht ist. Aber der Grund, warum ich gern Feminist bin, ist nicht ein schlechtes Gewissen. Es ist vielmehr die leise Ahnung, dass es dir als Mann ohne unverdiente Privilegien besser geht als mit. Und es ist die Einsicht, dass man Vorteile nutzen kann, anstatt die Verantwortung abzugeben: denn sich einmischen, kritisch nachfragen, Stellung beziehen, Gegensteuer geben, ist gerade deshalb gut und einfach, weil du als Mann deswegen vielleicht belächelt wirst, nie aber diskriminiert! Männer, nutzt eure Privilegien!

*Mikael Krogerus ist Redaktor bei "Das Magazin" und Autor einer Reihe von Büchern (zuletzt erschienen: "Das Testbuch", Kein&Aber, 2014). Er lebt mit seiner Familie in Biel.



Veranstaltungen Master Minor Gender Studies

BLOCKSEMINAR

Gleichstellung der Geschlechter
in der Schweiz – Mythos oder Realität?

Prof. Dr. Elena Makarova, Universität Wien/IZFG
5 ECTS
09.10.; 23.10.; 06.11.; 04.12.; 11.12.; 18.12.

Im Mittelpunkt des Blockseminars steht die Auseinandersetzung mit geschlechtsbezogenen Disparitäten in der Bildung, der Erwerbstätigkeit und im familiären Umfeld, wobei insbesondere die neusten Erkenntnisse aus dem Nationalen Forschungsprogramm 60 „Gleichstellung der Geschlechter“ (2010-2013) aufgearbeitet werden. Das Seminar bietet die Möglichkeit einer vertiefenden Auseinandersetzung mit Ergebnissen aus Forschungsprojekten, die im Rahmen des NFP 60 durchgeführt wurden. Das Ziel der Vertiefungsarbeit ist eine Reflexion der Mechanismen und Bedingungen geschlechtsbezogener Disparitäten in einem der drei thematischen Bereiche – a) Arbeit und Organisationen, b) Bildung und Karriere und c) Familie und Privathaushalt – und deren Folgen für die Gleichstellung der Geschlechter in der Schweiz. Das Seminar wendet die folgenden didaktischen Formen der Wissensvermittlung an: Plenarveranstaltungen, Gruppenarbeit und selbstorganisiertes Lernen (SOL). Der Leistungsnachweis besteht aus zwei Teilleistungen: a) Präsentation und b) schriftliche Fassung der Vertiefungsarbeit.

EXKURSION

Internationale Geschlechterpolitik: Besuch des CEDAW-Ausschusses und der NGO IWRAP

lic. phil. Flurina Derungs
1 ECTS
6. November 2015, 7:00-19:00 Uhr
Anmeldung mit UNO-Registrationsformular bis 09.10.15
(s. www.izfg.unibe.ch)

Ein Besuch der Session des CEDAW-Ausschusses (Convention on the Elimination of all Forms of Discrimination against Women) und ein Treffen mit dem Ausschussmitglied Patricia Schulz ermöglicht einen Einblick in die Arbeit dieser UNO-Institution, welche die Einhaltung von CEDAW überwacht. Am gewählten Datum diskutiert der CEDAW-Ausschuss die Frauenrechtssituation in Malawi aufgrund des siebten Staatenberichts mit der Delegation. Der zweite Teil der Exkursion besteht aus einem Treffen mit der Nichtregierungsorganisation International Womens' Rights Action Watch (IWRAP).

BLOCKSEMINAR

Von Sexismus über Genderismus zu Intersektionalität. Analytische Möglichkeiten und Handlungsdimensionen

Prof. Dr. Lann Hornscheidt
Humboldt-Universität zu Berlin
5/7 ECTS
18.09.; 19.09.; 17.10.; 27.11.; 28.11.

Das Seminar bietet eine Einführung in eine analytische Ausdifferenzierung struktureller Diskriminierungen mit Schwerpunkt auf Sexismus/Genderismus. Grundlage ist ein konstruktivistisches intersektionales Wissenschafts- und Sprachverständnis. Der Erwerb analytisch ausdifferenzierter Fähigkeiten zur Erfassung von Diskriminierungs- und Gewaltverhältnissen wird in dem Seminar gekoppelt mit dem Erlernen der praktischen Umsetzung in intervenierenden Handlungen.

In dem Seminar lernen die Studentinnen in Gruppenarbeit unterschiedliche Dimensionen von Sexismus/Genderismus analytisch zu differenzieren und in Interventionsstrategien umzusetzen: Es werden anti-sexistische intersektionale Interventionen vorgestellt und analytisch ausgewertet, wie beispielsweise Liedtexte, Blogseiten, Kritiken an Werbung, Sprachveränderungen, kleinere Filmprojekte und vieles mehr.

In einem zweiten Schritt entwickeln die Studentinnen themenbezogene konkrete Interventionsprojekte, die durch das Seminar begleitet und evaluiert werden. Hinsichtlich Fragen wie: Wann ist eine Intervention geglückt? Wie kann eine Intervention aussehen, die für etwas arbeitet und nicht gegen etwas? Wie sind intersektionale Perspektiven in Interventionen berücksichtigbar? Welche Rolle spielt meine eigene soziale Positionierung für Interventionen? Eine zentrale Rolle spielt bei allem der respektvolle Umgang mit unterschiedlichen Wissensproduktionen und Menschen, was gleichzeitig auch eine Kritik an herrschenden Wissenschaftsformen darstellt und hier produktiv wertschätzend umgesetzt wird.

BLOCKSEMINAR

Gendering Sustainability

**Dr. Elisabeth Prügl (IHEID), Dr. Tanja Rietmann,
Dr. Katharina Thurnheer (IZFG), Kristina Lanz, M.A. (IZFG)**

6 ECTS

25.09. (Bern); 02.10. und 03.10. (Genf);

30.10. und 31.10. (Bern); 04.12. (Genf)

The Interdisciplinary Centre for Gender Studies (ICFG) at the University of Bern together with the Graduate Institute for International and Development Studies (IHEID), Geneva, has developed an interdisciplinary seminar to explore the way gender matters to sustainability and sustainable development. The seminar aims to bring together students from different disciplinary backgrounds of the two involved institutions and to familiarize them with the basic concepts of sustainable development from a gender perspective.

With the world facing various crises (climate change, economic and financial crises, political instabilities and armed conflicts etc.), finding pathways for sustainable development is of utmost importance. However, sustainability challenges are too often discussed only from an environmental perspective, neglecting the multiple social and economic dimensions. Gender concerns on the other hand are often limited to discussions within the social sciences. The seminar attempts to bring together these different and differing debates, by highlighting the underlying gender dimension of all areas of sustainability.

We thus emphasize a strong gender equity focus and understand sustainable development to be an issue of intergenerational global justice. Besides acquiring a theoretical background, students learn about the complex negotiation processes towards an international agreement on Sustainable Development Goals (SDGs) that have been under way over the past few years. These SDGs are expected to be finalized after mid' 2015, replacing the United Nations' Millennium Development Goals (MDGs). During this third and last round, the seminar will thus be directly addressing the newly formulated SDGs. The master courses consist of a variety of teaching methods, including: co-teaching in an interdisciplinary teacher team; organization in form of block seminars (taking place alternatively in Bern and Geneva), which also reserve "informal" space for knowledge sharing; e-learning elements between block seminars; interactive learning in interdisciplinary student groups; expert lectures; students' presentations and peer discussions; and inter- and transdisciplinary discussion groups. At the end of the seminar, students come up with a paper on a selected core issue that addresses practitioners and policy makers in the form of a policy brief. Selected papers will be published on Gendercampus website and advertised through relevant networks.

EINFÜHRUNGSSEMINAREinführung in die Geschlechterforschung:
Strukturen, Identitäten, Diskurse**Dr. des. Fabienne Amlinger**

5 ECTS

Montag, 14:15-16:00 Uhr (Beginn: 14.09.)

In diesem Seminar erarbeiten die Studierenden theoretische Grundlagen der Geschlechterforschung. Anhand ausgewählter Texte lernen sie Theoriediskussionen und -traditionen der Gender Studies kennen. Zentral ist dabei die Auseinandersetzung mit den Prozessen der sozialen Konstruktion von Geschlecht (gender). Dabei werden sowohl Erkenntnisse aus der Geschichte (Entstehung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere), als auch aus der Soziologie (Ethnomethodologie) und der Philosophie (Judith Butler) in den Blick genommen.

Zeitlich setzt das Seminar bei der Kritik an weiblichen Rollenbildern an, die Feministinnen wie Simone de Beauvoir, Iris von Roten oder Betty Friedan nach 1945 angebracht haben und womit sie eine Diskussion über die bürgerliche Geschlechterordnung anstießen. Die feministische Kritik an den Geschlechterrollen hat unter anderem die Bedeutung von Geschlecht als sozialer Struktur- und Machtkategorie aufgezeigt, ein Thema, das auch für die Geschlechtertheorie zentrale Bedeutung erlangt hat. Entscheidende Anstöße zu einer systematischen Theoretisierung von Geschlecht folgten in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts. Joan Scott hat Geschlecht als wissenschaftliche Analysekategorie reflektiert und C. West/D. Zimmermann sowie Judith Butler haben – mit je unterschiedlichen Theorietraditionen – die sozialen Konstruktionsprozesse von Geschlecht theoretisch beschrieben. Mit diesen Beiträgen setzen sich die Studierenden ebenso auseinander wie mit den Erweiterungen der Geschlechtertheorie im Sinne der Männlichkeitsforschung, der Queer Studies und der Postcolonial Studies.



Veranstaltungen Doktoratsprogramm Gender Studies

Gemeinsame Auftaktveranstaltung mit den Doktoratsprogrammen Gender Studies verschiedener Schweizer Universitäten

17./18. September 2015, Universität Bern

Blockseminar mit Prof. Lann Hornscheidt

15./16. Oktober 2015, Universität Bern

Des Weiteren finden während des Semesters im Abstand von 2-4 Wochen Einführungs- und Forschungskolloquien statt. In diesen werden aktuelle theoretische Positionen der Gender Studies vermittelt und es findet eine Einführung in interdisziplinäres Arbeiten sowie eine Vertiefung der Kenntnisse ausgewählter Methoden qualitativer Sozialforschung statt. In den Forschungskolloquien diskutieren die Doktorierenden und PostDocs zudem aktuelle Fragen aus ihren Forschungsprojekten und stellen ihre Forschungsergebnisse zur Diskussion.

Informationen zum Programm: tina.buechler@izfg.unibe.ch

Certificate of Advanced Studies (CAS) in Gender, Justice, Globalisation

The Interdisciplinary Centre for Gender Studies at the University of Bern will conduct the third round of the Certificate of Advanced Studies (CAS) in Gender, Justice, Globalisation from February 2016 until March 2017. The course addresses issues which are not usually discussed in the mainstream debates on globalisation and justice. In 7 modules, built on practice-oriented exchange, the participants will be acquainted with complex processes of globalisation, which not only challenge global agendas of justice and human rights, but also transform gender relations. Once again, the course will be led by a renowned team of international and national experts such as Prof. Sylvia Chant from the London School of Economics, Prof. Yakin Ertürk, the former UN Special Rapporteur on Violence against Women and Ursula Keller from the Swiss Agency for Development and Cooperation.

The main objective of the CAS is to provide the participants with the means to critically reflect the gender dimension of global power asymmetries by discussing political instruments and legal frameworks to address gender-based discrimination. They will, for instance, learn how to conduct gender analysis and gender-sensitive implementation of projects. Furthermore, participants will improve their analytical skills to work with gender concepts which will be applied in different thematic areas such as development cooperation, conflict and violence, human rights and governance.

Target group

Professionals working in national and international NGOs, government institutions, media, trade unions as well as teaching and research in higher education. The participants will deal with issues concerning intercultural cooperation, economic disparities, security and human rights as well as development cooperation from a gender perspective.

Modules

The course consists of 7 modules in English and each module can be completed individually. The modules will be held on the following dates:

18 – 20 February 2016
Theorising Gender, Justice and Globalisation

28 – 30 April 2016
Gender and Human Rights

19 – 21 May 2016
The Gendered Impacts of Economic Globalisation

16 – 18 June 2016
Transformations of Labour. Gender & Work

1 – 3 September 2016
Gender-Based Violence, the State and International Policies

20 – 22 October 2016
Gender and Development. Pathways out of Poverty

17 – 19 November 2016
Negotiating Gender and Cultural Difference in Contemporary Societies

Registration deadline: 4th January 2016

Venue: University of Bern

More information: www.izfg.unibe.ch/content/weiterbildung or cas@izfg.unibe.ch or +41 (0)31 631 52 68

ÖFFENTLICHES PODIUM

Antifeminismus und Hate Speech

Donnerstag, 17. September 2015

Ort: Hauptgebäude, Raum 215

Zeit: 18:15-20:00 Uhr

Die Herbstausgabe der Zeitschrift *genderstudies* wird mit einer öffentlichen Podiumsdiskussion lanciert. Unter der Moderation von Inés Mateos (Basel) diskutieren Profx. Dr. Lann Hornscheidt (HU Berlin), Franziska Schutzbach, M.A. (Universität Basel) und Andreas Kemper, M.A. (Universität Münster). Alle Interessierten sind sehr herzlich eingeladen!

ÖFFENTLICHER VORTRAG

Profx. Lann Hornscheidt

Montag, 30. November 2015

Ort: Hauptgebäude, Raum 120

Zeit: 18:15-20:00 Uhr

Der Titel dieses öffentlichen Referats ist noch zu bestimmen und wird in Kürze auf unserer Website aufgeschaltet.

Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern (AfG)

Bewusster schreiben

Schreibworkshop für Doktorandinnen

Anmeldeschluss: 14.09.2015

Durchführung: 12./16.10.2015

Anspruchsvolle Kommunikations- und
Konfliktsituationen meistern

Kurs für weibliche Universitätsangestellte

Anmeldeschluss: 15.10.2015

Durchführung: 12./13.11.2015



Die fünf Schwerpunkte des IZFG

Als Kompetenzzentrum für inter- und transdisziplinäre Geschlechterforschung arbeitet das IZFG an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis.

Gender & Development

Die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ist eines der grössten Hindernisse für nachhaltige Entwicklung und Armutsreduktion. Frauen sind heute zwar besser ausgebildet, sind gesünder, rechtlich besser gestellt und haben immer mehr Zugang zu Lebensgrundlagen als noch vor ein paar Jahrzehnten. Trotzdem bleiben grosse Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen: Weltweit erleben Frauen häufig Gewalt, sie sind stärker von Armut betroffen als Männer, verdienen weniger und sind oft in prekären Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Frauen haben weniger Einfluss auf Entscheidungsprozesse und Care-Arbeit ist meist Frauenarbeit. Geschlechtergerechtigkeit ist ein Schlüsselement für Entwicklung. Seit 2004 arbeitet das IZFG eng mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) zusammen und unterstützt die institutionelle und operationelle Umsetzung der DEZA-Gender-Politik. Das Zentrum verfügt über breite Fachexpertise zu Gender-Konzepten sowie zu Gender Mainstreaming und seinen Instrumenten: Wissensmanagement & Wissenstransfer, Gender Capacity Building, Gender in der Qualitätssicherung und Wissenschaftliche Beratung.

SNIS-Projekt: The effects of large-scale land acquisitions (LSLA) on households in rural communities of the Global South: gender relations, decision-making and food security

Dieses interdisziplinäre Projekt zielt darauf ab, die Auswirkungen von grossflächigen Landnahmen auf das Nahrungsmittelsystem und seine Grundkomponenten – d.h. Nahrungsmittelproduktion, -verarbeitung, -verteilung und -verbrauch – zu analysieren. Dabei legt das Projekt einen besonderen Fokus auf Geschlechterverhältnisse und die damit verbundenen Entscheidungsprozesse bezüglich des Nahrungsmittelsystems und der Ernährungssicherheit von ländlichen Haushalten. So zeigen diverse Studien in verschiedenen Entwicklungsländern, dass Männer häufig den Zugang und die Nutzung von Grundstücken kontrollieren, Frauen hingegen die Verantwortung für die subsistenz-orientierte Nahrungsmittelproduktion und die Ernährungssicherheit der Haushalte übernehmen. Untersucht wird daher sowohl der Einfluss von LSLA auf die Konstellationen, Strategien und Entscheidungsprozesse lokaler AkteurInnen als auch die Auswirkung der Kapazitäten von Frauen und Männern auf die Nahrungssicherheit. Konkret werden Fallstudien in den Ländern Ghana und Peru durchgeführt.

Das Projekt ist eine Kollaboration des Geografischen Instituts, des CDE und des IZFG an der Universität Bern sowie des IDHEAP an der Universität Lausanne. Es wird finanziert durch das Swiss Network for International Studies (SNIS) und läuft von 2014-2016.

Menschenrechte & Diskriminierung

Das Gebot der Nichtdiskriminierung und der Gleichbehandlung aufgrund des Geschlechts ist eine der grundlegendsten Normen der Allgemeinen Menschenrechtserklärung und der Menschenrechtsverträge der UNO und des Europarates, zu deren Einhaltung und Umsetzung sich die Schweiz mit der Ratifizierung der Menschenrechtsverträge verpflichtet hat.

Das IZFG leitet innerhalb des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte (SKMR) den Themenbereich Geschlechterpolitik. Dieser Bereich des SKMR befasst sich mit der Umsetzung menschenrechtlicher Vorgaben zur Verhinderung von Diskriminierung aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit, der Geschlechtsidentität oder der sexuellen Orientierung. Das IZFG verfügt über eine reiche Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Behörden und mit NGOs im Bereich der Geschlechterpolitik. Es dokumentiert und evaluiert auf Mandatsbasis die Umsetzung der menschenrechtlichen Normen in der Schweiz, stellt Informationen über Standards und Best Practices bereit, erarbeitet anwendungsorientierte Studien und bietet Weiterbildungs- und Beratungsangebote an.

W'sHR - Women's Human Rights App

Zur Stärkung der Frauenmensenrechte im multilateralen Kontext hat die am IZFG angegliederte Abteilung Geschlechterpolitik des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte (SKMR) zusammen mit dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA eine App für Smartphones und Tablets entwickelt. Die Gratis-App enthält zahlreiche Texte von internationalen Konventionen, UNO-Resolutionen, Erklärungen und weitere Dokumente zu Aspekten der Frauenmensenrechte und Gender-Fragen, die thematisch von Frühverheiraten über sexuelle Gewalt bis hin zu wirtschaftlicher Stärkung von Frauen reichen.

Die Kernfunktion der App ist eine Liste von mehr als 100 Suchbegriffen, mit Hilfe derer einfach und schnell rechtliche Grundlagen sowie die aktuellste Version der *agreed language* (die Sprachversion, auf die sich die internationale Staatengemeinschaft geeinigt hat) ermittelt werden können. Aktuell zeigt die Statistik mehr als 3'500 Downloads der App in rund 67 Ländern sowie total 2'000 Website-Besuche aus 114 Ländern. Nach einer positiven internen Projektevaluation wird die App dieses Jahr um 20 neue Schlagworte sowie relevante Dokumente zu Rechtsgrundlagen erweitert. Damit soll das grosse Potential dieser App optimal ausgebaut werden.

www.womenshumanrights.ch

Gleichstellungspolitik & Gender Mainstreaming

Die rechtliche Gleichstellung von Frau und Mann ist in der Schweiz mehrheitlich erreicht. Die tatsächliche Gleichstellung weist allerdings Lücken auf. Frauen erhalten tiefere Löhne als Männer, sie wählen andere Berufe und Studienerrichtungen, in Entscheidungspositionen in der Politik und Wirtschaft sind sie untervertreten, viele Frauen sind von Gewalt betroffen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellt nach wie vor eine grosse Herausforderung dar. Das IZFG führt inter- und transdisziplinäre Forschung zu institutioneller Gleichstellungspolitik und Gender Mainstreaming auf nationaler Ebene sowie internationaler Ebene durch, unter anderem in den Bereichen Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz, Sexuelle Belästigung und Diskriminierung am Arbeitsplatz, Gleichstellung von Frau und Mann an Europäischen Hochschulen und Gender Mainstreaming im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit. Neben Forschungsprojekten in diesen Themenbereichen setzt sich das IZFG auch für die Vermittlung von Gender-Mainstreaming-Wissen ein.

AGORA-Projekt (SNF): "I'd like to be..." - A game promoting gender-atypical career choice

Wie unter anderem im NFP 60 "Gleichstellung der Geschlechter" nachgewiesen wurde, wählen die Schweizer Jugendlichen ihre Berufe sehr geschlechterstereotyp. Trotz vielfältigen Bemühungen für eine ausgeglichene Repräsentation der Geschlechter in den jeweils atypischen Feldern, erweist sich die horizontale Segregation als sehr persistent. Das "I'd like to be..."-Projekt will Jugendlichen der 7. und 8. Klasse spielerisch ermöglichen, ihren Berufswahlhorizont zu erweitern, Geschlechterstereotype zu dekonstruieren und ein reflektiertes Verhältnis zu den eigenen Berufswünschen zu entwickeln. Zudem soll es sie ermuntern, ihren Fähigkeiten und Interessen nachzugehen und sich nicht aufgrund von klassischen Geschlechterrollenbildern für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Um das Ziel eines lustvollen Spiels mit hohem Lerneffekt zu erreichen, arbeiten das IZFG und die SpieldesignerInnen eng mit Schulklassen und Berufsberatungsfachleuten zusammen. So wurde im Juni 2015 etwa ein erster Spielprototyp von SchülerInnen getestet und evaluiert.

Das Endprodukt wird von spezifischen Institutionen wie dem Nationalen Zukunftstag, dem AVANTI-Projekt der Pädagogischen Hochschule Bern und dem SDBB (Schweizerisches Dienstleistungszentrum für Berufsbildung sowie Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung) prominent lanciert. Das Lernspiel wird in drei Landessprachen spielbar sein, um möglichst viele Schweizer Jugendliche zu erreichen. Das Projekt läuft von 2015-2016 und wird vom Schweizerischen Nationalfonds SNF finanziert.



Armut & Prekarität

Frauen stellen zwar die Hälfte der Weltbevölkerung, besitzen aber nur ein Prozent des weltweiten Vermögens. Sie sind unter den Ärmsten überproportional vertreten. Diese Zahlen sind nicht unproblematisch. Sie suggerieren eine genuine Beziehung zwischen Armut und weiblicher Geschlechtszugehörigkeit. Dabei sind bisher weder die Zusammenhänge von Geschlechterungleichheit und Armut ausreichend untersucht worden, noch liegen systematische Erkenntnisse zu Armut und Prekarität als geschlechterdifferenzierte Erfahrung vor. Das IZFG trägt mit praxisnahen Forschungsprojekten dazu bei, diese Wissenslücke zu schliessen und stereotype Bilder von Frauen in Armut und Prekarität abzubauen.

Caritas-Studie: "Alleinerziehende und Armut in der Schweiz"

In keiner Bevölkerungsgruppe in der Schweiz ist das Armutsrisiko so hoch wie bei alleinerziehenden Frauen. Diese sind mit 16,5 Prozent gut viermal häufiger von Armut betroffen als Zweielternfamilien mit zwei Kindern (Armutsquote 3,8 Prozent) und doppelt so oft wie Familien mit drei und mehr Kindern (Armutsquote 8,1 Prozent). Abgesehen von statistischen Erhebungen wurde die Lebenslage armutsbetroffener Alleinerziehender in der Schweiz bislang nicht systematisch untersucht.

Ziel der Studie war es, die Lebenswelt armutsgefährdeter und armutsbetroffener Alleinerziehender in der Schweiz zu erfassen, zentrale Herausforderungen zu identifizieren sowie politische Handlungsfelder und Forderungen zu formulieren. Im Rahmen des Mandats wurden sowohl bestehende Daten (insbesondere statistisches Datenmaterial) aufgearbeitet, als auch qualitative Interviews durchgeführt und ausgewertet. Die Studie zeigt auf, dass armutsbetroffene Alleinerziehende in der Schweiz von verschiedenen Problemen betroffen sind, hauptsächlich aber von der mangelhaften Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung, von mangelnden finanziellen Ressourcen trotz strikter Budgetplanung sowie von fehlender Zeit für Weiter- und Nachholbildung.

Abschliessend zeigt die Studie des IZFG den Handlungsbedarf auf, um die Rahmenbedingungen für Alleinerziehende in der Schweiz zu verbessern. Besonders dringlich sind Massnahmen, die die Existenzsicherung für Alleinerziehende garantieren, Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Alleinerziehende sicher stellen, Informationen und Beratungsangebote verbessern, Wohnformen fördern, die soziale Netze stärken sowie Massnahmen in der Sozialhilfe und Arbeitslosenversicherung.

Care

Unter dem Begriff Care-Arbeit werden unbezahlte und bezahlte Tätigkeiten, wie Pflege, Fürsorge und Unterstützung von Erwachsenen und Kindern bezeichnet. Care-Ökonomie thematisiert diese unbezahlte und bezahlte Arbeit und die damit verbundenen Geschlechterverhältnisse als Teil der Produktion von Wohlfahrt und Lebensstandard. Care-Arbeiten werden zum grössten Teil von Frauen erbracht und stellen heute noch ein Hindernis in der Umsetzung der Gleichstellung der Geschlechter dar.

Das IZFG untersucht zurzeit in einem transdisziplinären Forschungsprojekt die Organisation von Care-Arbeit in der Landwirtschaft und startet aufgrund positiver Rückmeldungen aus der Praxis diesen Herbst ein grösseres Folgeprojekt.

Td-net-Projekt: "Sustainable care farming in Switzerland"

Aufgrund wirtschaftlichen Drucks sehen sich immer mehr Bauernbetriebe in der Schweiz gezwungen, zusätzliche Einkommensstrategien zu wählen. Eine ist die bezahlte Betreuung von Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen auf dem Bauernhof. Diese private Care-Arbeit wird hauptsächlich durch Frauen unter oftmals sozial anspruchsvollen und finanziell prekären Bedingungen ausgeführt. Die Care-Arbeit und die Landwirtschaft befinden sich damit in einer Krise, welche Anspruchsgruppen und die Gesellschaft vor grosse Herausforderungen stellt. Wenig ist heute bekannt über das Zusammenspiel zwischen Care-Arbeit und Landwirtschaft.

Das IZFG nimmt diese Forschungslücke in enger Zusammenarbeit mit PraktikerInnen im Projekt "Sustainable care farming in Switzerland" auf. Im Rahmen des Programms "Sustainable Development at Universities" des "Network for Transdisciplinary Research (td-net)" bekam das Projekt den finanziellen Zuschlag gesprochen, um ein besseres Verständnis von Care-Farming bezüglich sozialer Nachhaltigkeit aus einer Geschlechterperspektive zu erhalten. Konkret werden drei Ziele verfolgt: Einerseits sollen durch eine explorative Vorgehensweise gemeinsames Wissen über die Schnittstelle zwischen Care-Arbeit und Landwirtschaft aus einer wissenschaftlichen und praxisnahen Perspektive generiert werden. Andererseits werden relevante Probleme und Fragestellungen herausgearbeitet, welche in ein weiteres, umfassendes Forschungsvorhaben einfließen sollen. Schliesslich steht der Lernprozess im Vordergrund, der durch die enge, transdisziplinäre Zusammenarbeit ausgelöst und in Form einer Austauschplattform nachhaltig gefördert werden soll.

Ich studiere Gender Studies!

Lisia Bürgi studiert im Master Geschichte (Major) und Gender Studies (Minor).

Bereits während meiner Schulzeit empörten mich soziale Ungerechtigkeiten, weshalb ich der Jugendgruppe von Amnesty International beitrug, um mit Briefen und anderen Aktionen etwas dagegen zu unternehmen. Im Laufe meines Bachelorstudiums tastete ich mich in Kursen und selbstständigen Arbeiten schrittweise näher an Gründe für sowie Ursprünge und Dimensionen von sozialen Ungerechtigkeiten heran. Dabei wurde mir immer stärker bewusst, dass viele Menschen und Gruppen lange Zeit überhaupt nicht Eingang in die Geschichtsschreibung gefunden haben: Trotz äusserst spannender und dichter Quellenlage fiel es mir teilweise schwer, Forschungsliteratur zu finden – ich stiess auf Lücken, die mich neugierig machten.

Daraus ergab sich mein Interesse an der Erforschung der Alltagsgeschichte, dazu gehört unter anderem die Geschichte von Frauen oder von Menschen aus der Arbeiterklasse.

Meine Bachelorarbeit entstand aus einem Seminar, in dem der Frage nachgegangen wurde, weshalb weibliche Intellektuelle und Expertinnen von der historischen Forschung bisher kaum beachtet wurden. Ich wählte als Beispiel Rosa Grimm, eine Schweizer Sozialistin aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die trotz ihres damaligen intellektuellen und politischen Einflusses der Nachwelt deutlich weniger in Erinnerung blieb, als ihre männlichen Mitstreiter.

Äusserst spannend finde ich auch Fragestellungen, in denen Diskriminierungen historisch aufgerollt werden. So befasste ich mich nun in einer weiteren schriftlichen Arbeit mit der Fichierung von Personen, die von der Kantonspolizei Bern in den späten 1970er- und 1980er-Jahren verdächtigt wurden, homosexuell zu sein und aus diesem Grund überwacht wurden. Das Ziel meiner Arbeit ist, die Machtstrukturen zu untersuchen, die eine solche Kriminalisierung von (männlicher) Homosexualität ermöglichten.

Den Master Minor Gender Studies habe ich in erster Linie als direkte Ergänzung zu meinem Major Geschichte gewählt, um mein theoretisches Wissen zu erweitern und dadurch fundierter an Fragen sozialer Ungerechtigkeiten herangehen zu können. Der interdisziplinäre Austausch hat sich dafür als äusserst fruchtbar erwiesen und meinen bisher vor allem historisch gefärbten Blick entscheidend geschärft.



Menschenhandelsopfer im Asylverfahren

Wie werden Personen, die Opfer von Menschenhandel geworden sind, im Asylverfahren erkannt, behandelt und geschützt? Ein Dissertationsprojekt aus dem Doktoratsprogramm Gender Studies des IZFG.

I Nula Frei*

In der Schweiz werden jährlich ein bis mehrere Dutzend Personen, die ein Asylgesuch gestellt haben, als Opfer von Menschenhandel identifiziert. Die Dunkelziffer ist möglicherweise höher, denn viele Opfer geben sich nicht von sich aus zu erkennen und weisen keine eindeutigen Anzeichen für Menschenhandel auf. Die Dissertation befasst sich mit diesem Phänomen aus einer rechtswissenschaftlichen Perspektive.

Menschenhandel ist, vereinfacht gesagt, die Behandlung eines Menschen als Ware mittels Anwendung eines Zwangsmittels.¹ Dies sollte nicht verwechselt werden mit Menschenschmuggel (der Beihilfe zur illegalen Einreise).

Die Gründe, warum sich Menschenhandelsopfer im Asylverfahren befinden sind divers: Die wohl häufigste Konstellation sind Personen aus einem Drittstaat, die vorbringen, in einem anderen EU-Staat ausgebeutet worden zu sein und nun Vergeltungsmassnahmen oder andere Gefahren befürchten, würden sie dorthin zurückkehren. Es handelt sich dabei häufig um Frauen aus Nigeria, die in Italien, Frankreich oder Spanien zur Prostitution gezwungen wurden. Etwas seltener finden sich auch Personen aus Drittstaaten (EU-Bürgerinnen und -bürger erhalten in der Schweiz kein Asyl), die zur Begründung ihres Asylgesuchs vorbringen, in ihrem Heimatland Opfer von Menschenhandel geworden zu sein. Die dritte Konstellation bilden Personen, die als Asylsuchende in die Schweiz gelangen, danach aus dem Verfahren verschwinden und vermutlich in der Schweiz oder in Europa ausgebeutet werden. In diesen Fällen besteht der Verdacht, dass sie (respektive die Täter oder Täterinnen) die Asylstrukturen lediglich dazu benutzt haben, um Zugang zum Staatsgebiet zu erhalten. Diese unterschiedlichen Konstellationen werfen auch unterschiedliche juristische Fragen auf. Unabhängig von den Umständen handelt es sich aber bei den erkannten Opfern zu einem überwiegenden Teil um Frauen.

Wenig aufgearbeiteter Zusammenhang zwischen Menschenhandel und Asyl

Der juristische Zusammenhang zwischen Menschenhandel und dem Asylsystem wurde in der Schweiz bislang wenig thematisiert. Statistische Daten sind aufgrund der Natur von Menschenhandel kaum vorhanden oder nicht verlässlich. Bei den Asylbehörden wächst das Bewusstsein für die Problematik und es sind auf verschiedenen Ebenen Verbesserungsprozesse im Gang. Wissenschaftlich wurde die Thematik bisher weder in der Schweiz noch auf internationaler Ebene systematisch aufgearbeitet.

Das Dissertationsprojekt soll diese Lücke füllen und untersucht mithilfe der gängigen rechtswissenschaftlichen Methode und aus einer menschenrechtlichen Perspektive, welche (völkerrechtlichen) Vorgaben zum Umgang mit Menschenhandelsbetroffenen bestehen und wie diese im Schweizer Asylverfahren umgesetzt werden können. Seit ungefähr einem Jahrzehnt bestehen nämlich auf internationaler Ebene umfassende Vorgaben zum Umgang mit Menschenhandelsopfern. Diese reichen von Massnahmen zur Identifizierung der Opfer über finanzielle, psychologische oder medizinische Unterstützungsmassnahmen, die Gewährung eines Aufenthaltsrechts bis hin zu einem Recht auf Entschädigung oder Genugtuung. Im schweizerischen Asylverfahren werden diese staatlichen Verpflichtungen gegenüber Menschenhandelsopfern bislang nicht vollständig umgesetzt.

Behandelt wird in der Dissertation deshalb auf abstrakter Ebene einerseits die Frage, unter welchen Umständen Menschenhandelsbetroffene die Flüchtlingseigenschaft erfüllen und damit Asyl erhalten. Andererseits soll auch der Frage nachgegangen werden, ob Menschenhandelsbetroffene aufgrund menschenrechtlicher Vorgaben im Asylverfahren Recht auf eine besondere Behandlung haben.

Die Erkenntnisse werden mit der aktuellen Praxis des Schweizerischen Staatssekretariats für Migration sowie des Bundesverwaltungsgerichts (als Rekursinstanz) verglichen. Das Ziel ist eine Analyse des Ist-Zustands und eine Beschreibung des Soll-Zustands anhand der völkerrechtlichen Vorgaben zum Schutz von Menschenhandelsopfern.

¹Die juristische Definition ist: "die Anwerbung, Beförderung, Verbringung, Beherbergung oder Aufnahme von Personen durch die Androhung oder Anwendung von Gewalt oder anderen Formen der Nötigung, durch Entführung, Betrug, Täuschung, Missbrauch von Macht oder Ausnutzung besonderer Hilflosigkeit oder durch Gewährung oder Entgegennahme von Zahlungen oder Vorteilen zur Erlangung des Einverständnisses einer Person, die Gewalt über eine andere Person hat, zum Zweck der Ausbeutung" (Art. 3 lit. a des Zusatzprotokolls vom 15. November 2000 zur Verhütung, Bekämpfung und Bestrafung des Menschenhandels, insbesondere des Frauen- und Kinderhandels zum Übereinkommen der Vereinten Nationen gegen die grenzüberschreitende organisierte Kriminalität, SR 0.311.542).

*Nula Frei, MLaw, ist wissenschaftliche Assistentin am Zentrum für Migrationsrecht und am Schweizerischen Kompetenzzentrum für Menschenrechte der Universität Bern. Sie hat in Bern, Zürich, und Lille Rechtswissenschaft und Politikwissenschaft studiert.



"Multisensorisch die unsichtbaren Dimensionen des Daseins erfassen"

Laura Coppens ist Assistentin im Schwerpunkt Medienanthropologie am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. Ihre Leidenschaft für Dokumentarfilme fließt in ihre wissenschaftliche Arbeit ein, privat engagiert sie sich als Kuratorin. Sie versteht sich selbst als "queer-feministische Forscherin" und die Kategorie Geschlecht ist aus ihrer Arbeit nicht wegzudenken.

| Sebastian Funke*

"Als kleines Kind liebte ich Dokumentarfilme. Ich wollte gerne all die Länder bereisen, die ich dort sah!" Nach einem freiwilligen Bildungsjahr auf Kuba studierte Laura Coppens Sozialanthropologie, Lateinamerikanistik und Soziologie in Berlin. Dort nahm sie das umfangreiche Angebot der visuellen Anthropologie wahr und lernte das Filmhandwerk. In Australien verbrachte sie ein Auslandsemester. Später kam sie für ihre Feldforschung zurück, in der sie das Geschlechterverhältnis in einer Aborigines-Community mit Blick auf die Produktion und Vermarktung von Kunst untersuchte. Im Anschluss an ihr Studium war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Konzeption des Studienganges MA Visual and Media Anthropology an der FU Berlin beteiligt. Sie promovierte in Zürich und forschte zeitweise am Center for Media, Culture and History der NYU in New York. Seit Sommer 2014 ist sie Assistentin am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern im Schwerpunkt Medienanthropologie.

Die Kategorie Geschlecht ist für Laura Coppens stets politisch und spielt sowohl in der Lehre, als auch in der Wissenschaft und im Privaten eine wichtige Rolle. Sich selbst bezeichnet sie als "queer-feministische Forscherin": "In meiner Studienzeit inspirierte mich Ute Luig, eine deutsche Sozialanthropologin, deren Seminare vor allem Geschlechtersymmetrie behandelten. Heute besitzt das Konzept der Intersektionalität eine grosse Bedeutung in meiner Forschung." Studierenden möchte sie den Wert der feministischen Anthropologie vermitteln: "Letztes Semester fragte ich in einem Seminar unter 26 StudentInnen, wer sich als FeministIn verstehe. Nur sechs meldeten sich. Das gab mir zu denken, denn eine feministische Perspektive ist für die kritische Auseinandersetzung mit Diskursen und Praktiken unheimlich wichtig. Positiv war, dass sich auch einer der wenigen männlichen Studierenden meldete. Allzu oft höre ich, dass ein Mann kein Feminist sein könne. Das erstaunt mich. Ich habe den Eindruck, dass viele nicht wissen, was Feminismus bedeutet." Ihren Studierenden will sie Neugier und Offenheit mit auf den Weg geben: "Sich ins Feld stürzen, experimentieren und Neues ausprobieren."

Spannend an der Medienanthropologie findet sie die Art, mit der Forschung kommuniziert werden kann: "Filme eignen sich mehr als wissenschaftliche Texte, um Forschung an ein breites Publikum zu bringen. Ich selber verstehe und lerne primär über Emotionen und die werden im Film noch einmal ganz anders transportiert. Medien ermöglichen einen Zugang, der bei klassischen wissenschaftlichen Publikationen verschlossen bleibt." Hier sieht sie auch das spezifische Potential für die Geschlechterforschung: "Gender und Sexualität manifestieren sich in Bereichen, die nicht immer unmittelbar sichtbar sind. Gleichzeitig können wir bestimmte sensorische Erlebnisse nicht beschreiben, weil uns die Wörter fehlen. Visuelles und Sound generieren Wissen, wo schriftlicher Arbeit Grenzen gesetzt ist, indem sie multisensorisch die unsichtbaren Dimensionen des Daseins erfassen. Diese Art der Forschung betreibt zum Beispiel das Sensory Ethnography Lab in Harvard und soll auch im neuen Schwerpunkt Medienanthropologie in Bern weiter etabliert werden. Das ist in meinen Augen eine grosse Stärke der Medienanthropologie."

Themen wie Gender und Sexualität stehen auch immer wieder im Fokus ihrer kuratorischen Arbeit. In Bern engagiert sie sich im Programmteam von Queersicht (LGBTI-Filmfestival): "Ich setze mich insbesondere für die Promotion von Filmen von Frauen ein. Beim Filmfestival in Cannes zum Beispiel sind Frauen kaum vertreten und viele Mainstream-Filme sind sexistisch. Über meine Tätigkeit als Kuratorin kann ich das Publikum auf geschlechterspezifische Themen sensibilisieren und gleichzeitig Frauen in der Filmbranche fördern. Mit Filmen Geld zu verdienen ist per se schwierig, für Frauen aber noch einmal ungemein mehr." In Zukunft möchte Laura Coppens weitere Filme drehen. Ein Filmprojekt steht bereits diesen Winter in Indonesien an. Darüber hinaus schreibt sie an einem Antrag für ihr Post-Doc-Projekt, welches sie nach Südfrankreich führen soll, wo sie mit Blick auf "Konkrete Utopien" und "Gender und Ökonomie" Machtverhältnisse in einer besetzten Fabrik untersuchen möchte.

*Sebastian Funke studiert im Master Sozialanthropologie und Gender Studies an der Universität Bern. Er ist Hilfsassistent am IZFG.

Wer arbeitet da?

Das weisse (Knet-)Schäfli

Wessen Arbeitsplatz ist hier abgebildet?

Und welche berufliche Tätigkeit wird ausgeübt?

Auflösung auf Seite 25.



Der Philosoph*

Schäfli also. Wie damals auf den SVP-Plakaten zur Ausschaffungsinitiative der Werbeagentur Goal. Ich lanciere hier aber nicht die These, dass wir uns in deren Räumlichkeiten befinden würden. Dort wird trotz allem weniger handwerklich gearbeitet. Und ausserdem wäre das für ein Heft wie *genderstudies* wohl eher ein Eigengool.

Die Agentur Goal war ja kürzlich grad doppelt in den Medien. Einerseits wurden zwei Personen aus dem SVP-Generalsekretariat nach der Anti-Rassismus-Strafnorm für ein Plakat verurteilt, das Goal gestaltet hatte (ein Mann und eine Frau, vielleicht erstmals überhaupt Gender-Parität bei der SVP!). Ausserdem gestalteten sie auch die blutigen Finger, die im Auftrag des Schweizerischen Gewerbeverbandes gegen das neue RTVG Stimmung machten. Vielleicht sollte man eher die Agentur in "Eigengool" umbenennen. Aus ihrer Werkstatt kommt jedenfalls viel Polemik, viel auf Vorurteilen aufbauende Angstmacherei – und damit wenig, was der Sache einer Gender-Gerechtigkeit dienen würde.

Wobei Werkstatt – da sind wir ja wieder bei unserem Arbeitsplatz. In einer solchen scheinen sich die Schafe ja schon zu befinden. Wird hier Kinderspielzeug hergestellt (ein weiterer Abstecher in die Care-Thematik)? Oder Kunst? Aber nach dem Atelier einer Künstlerin, eines Künstlers sieht das nicht aus. Zu gross und zu aufgeräumt für die prekären Bedingungen, unter denen ein grosser Teil der zeitgenössischen Kunst abseits der Kunstmessen hergestellt wird.

Doch überhaupt: wieso immer alles politisch machen in dieser Kolumne? Vielleicht handelt es sich hier ja einfach um die Werkstatt einer Metallbauerin. Ohne Hintergedanken. "Das Private ist politisch" und "Mein Bauch gehört mir" – das war doch so was von Seventies! Heute gehören Frauenbäuche schon lange den chemischen Labors, in denen aufgrund von PID und PND undurchsichtige Entscheidungen von weiss gekleideten Spezialist_innen getroffen werden. Mit hoffentlich weniger grobem Werkzeug als im Bild...

*Andi Geu hat in Bern Philosophie, Soziologie und Religionswissenschaften studiert. Er arbeitet als Geschäftsleiter für das National Coalition Building Institute NCBI.

Die Historikerin**

Man beachte die Bildkomposition: Vorne, leicht verschwommen, aber doch erkenntlich, spielerische Wachfiguren der knetanimierten Unterhaltung. Hinten, im Gegensatz dazu, verchromte handwerkliche Schlüssel und Schrauben, sorgfältig aufgereiht. Daneben Öl für die fachgerechte Pflege von Fahrradketten. Und für die Schrauben entsprechende Schublädchen. Ein Velomensch mit Vorlieben zu unterschiedlichen Materialien scheint hier seinen Tätigkeiten nachzugehen: Stahl und Knetgummi – so lernen wir – schliessen sich auch in einer Werkstatt nicht aus.

Wobei – mag es sich wohl doch um Überreste eines Kinderbesuchs handeln? Während die Erwachsenen mit den vielen Gerätschaften handwerken, frönen die Kinder dem Spiel mit den Schäfchen? Nun, ich hoffe nicht, denn: Handwerker_innenmaterial macht mehr Spass als die kunterbunte Welt der Plastikindustrie. Und wenn schon Schäfchen, dann lieber live und lebendig.

Nun denn: In der abgebildeten Velowerkstatt wird das vorübergehend untaugliche Velo an der mir namentlich unbekanntem Vorrichtung in der Mitte montiert, geflickt und behandelt, sodass es bald wieder fahrtüchtig ist. Eine Arbeit mit unschätzbarem Wert – physisch und psychisch. Denn wer kennt es nicht, das Gefühl, wenn Scherben den Velopneu bis in den Schlauch verschleissen oder die Unsicherheit, wenn auf der Abfahrt auf der grossen Schanze der Gedanke kommt, die Bremsklötze hätten vielleicht doch schon letzte Woche ersetzt werden müssen.

Es scheint ja offenbar Menschen zu geben, die ein Gefühl der Freiheit mit Autos verknüpfen. Aber seien wir ehrlich: Wenig fühlt sich so (be)frei(end) an, wie Regen im Gesicht und durchfrorene Finger auf der nächtlichen oder winterlichen Velofahrt (auch wenn dies im Moment selber – naja – eher andere Gefühle auslöst). Und wenn Eis, Schnee und Regen das geliebte Gefährt malträtiert, dann kommen (für diejenigen, die es selber nicht können/mögen/wollen) die Mitarbeiter_innen dieser Velowerkstatt zum Einsatz. I like my bike – zum Glück gibt es Menschen, die es auch flicken und pflegen können.

**Leena Schmitter ist Historikerin und Geschlechterforscherin am Historischen Institut der Universität Bern.

Persönlichkeitsschutz des Kindes, höchstpersönliche Rechte und Grenzen elterlicher Sorge im Rahmen medizinischer Praxis

Das Beispiel von Varianten der Geschlechtsentwicklung und DSD

Mirjam Werlen

2014, Stämpfli Verlag

I Christina Hausamman*

Dass Kinder mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen auf die Welt kommen, ist weitherum bekannt. Wenig indessen setzt sich die Medizin oder etwa auch die Rechtswissenschaft mit dem Schicksal dieser Kinder auseinander. Hier füllt die Dissertation der Juristin Mirjam Werlen eine grosse Lücke. Im Zentrum ihrer Forschung steht – wie der Titel der Publikation ausdrückt – die Frage, wie die Rechte des Kindes vor unnötigen medizinischen Eingriffen, wie sie bis heute praktiziert werden, geschützt werden und die Betroffenen vor massiven und traumatisierenden Eingriffen in ihre physische und psychische Integrität bewahrt werden können. Während früher die Medizin – häufig ohne umfassende Aufklärung der Eltern – entsprechende 'Heilbehandlungen' bereits an den Säuglingen vollzogen hat, steht heute die Frage im Raum, wie weit die Inhaber_innen der elterlichen Sorge über entsprechende Eingriffe und damit die Zuweisung eines möglichst 'eindeutigen' Geschlechts bestimmen können.

Mirjam Werlen zeigt vorerst detailliert und differenziert die Problematik in all ihren Facetten auf. Sie stellt die vielfältigen Syndrome, welche unter den Oberbegriff "Varianten der Geschlechtsentwicklung" fallen dar, ebenso die Entwicklung der Praxis und der Lehrmeinungen zur medizinischen Behandlung und problematisiert dabei auch die der medizinischen Praxis zugrunde liegenden Gesundheits- bzw. Krankheitskonzepte. Sie weist zudem auf die sozialen Aspekte hin und macht deutlich, dass die Eltern dieser Kinder sich dem Druck ausgesetzt sehen, die Kinder weit möglichst vor (vermeintlicher) Stigmatisierung durch das soziale Umfeld aufgrund der 'Geschlechtsuneindeutigkeit' zu bewahren und ihnen ein Aufwachsen als 'normales', klar einem Geschlecht zugeordnetes Kind zu ermöglichen. Sie weist dabei gleich zu Beginn der Arbeit darauf hin, dass die Krux in der auf die Zweigeschlechtlichkeit beschränkte Sicht unserer Gesellschaft liegt: "Der Mensch ist entweder männlich oder weiblich, Knabe oder Mädchen – die berühmte erste Frage der Verwandten. Die Uneindeutigkeit oder die Aussage 'die sexuelle Differenzierung des Geschlechts erfolgte uneindeutig' hält dieses Denken aufrecht. Das gilt auch für die Begriffe «Zwitter» oder «*intersexuell*» oder «*zwischen*geschlechtlich»: Sie benennen ein unsichtbares Dazwischen, ein «Bezogen auf männlich oder weiblich» und nicht etwas Eigenständiges.

Nach ihrem Verständnis ist Geschlecht allerdings kein «Entweder-oder», keine Konstante, sondern eine Variation oder Variante. Es gibt in diesem Sinne nicht *das* Geschlecht, sondern viele Geschlechtsmarker. Diese können biologisch, soziokulturell und psychisch variieren und sind [...] auch zeitlich unbeständig." (S. 19).

Der zweite Teil der Arbeit widmet sich den bestehenden Rechtsgrundlagen des internationalen und nationalen schweizerischen Rechts zum Schutz des Kindes auf körperliche Integrität, auf Schutz seiner Persönlichkeitsrechte und auf Selbstbestimmung. Ebenfalls wirft Werlen einen Blick auf das Recht auf einen Namen. Sie geht der Frage nach, wie die Vornamenswahl in der Schweiz bei Kindern mit einer biologischen Geschlechtsvariante geregelt ist, bzw. ob der Vorname gemäss der gelebten Geschlechtsidentität geändert werden kann. Im Zentrum allerdings steht zur Diskussion, welche rechtlichen Instrumente zur Verfügung stehen, um das Kind einerseits vor unnötigen medizinischen geschlechtszuweisenden oder geschlechtskorrigierenden Eingriffen zu schützen, andererseits ihm aber auch notwendige Behandlung zukommen zu lassen. Dabei wird generell die Frage der elterlichen Vertretung des Kindes und deren Grenzen, wie sie insbesondere im Zivilgesetzbuch (Art. 12-19d) normiert wurde, ausführlich behandelt (Teil 3). Im vierten Teil fasst sie die Ergebnisse zusammen. Einfache Lösungen können dabei nicht erwartet werden. Aufgezeigt wird, wie im Einzelfall abgeklärt werden muss, ob eine stellvertretende Einwilligung in eine Behandlung zulässig oder geboten erscheint.

Es bleibt zu hoffen, dass die Arbeit dazu beiträgt, dass sich sowohl Fachleute des Gesundheitsbereichs wie auch der Kinderschutzbehörden der Problematik bewusst werden und sich – zusammen mit den Eltern – für die körperliche Integrität des Kindes einsetzen. Und dass im Falle von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung, von unnötigen, für die Betroffenen meist äusserst traumatisierenden Behandlungen abgesehen wird.

*Christina Hausamman, lic. iur., ist Leiterin des Bereichs Geschlechterpolitik des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte SKMR, der am IZFG angesiedelt ist, und Co-Geschäftsleiterin des Vereins humanrights.ch.

Tamilische Frauen in Ehekrisen

Handlungsvermögen zwischen Widerstand und Anpassung. Ein Beitrag zur Gender- und Rechtspluralismusforschung in Südasien

Nathalie Peyer
2015, LIT-Verlag

Reich an empirischem Material ermöglicht dieses Buch einen seltenen Einblick in die Lebenswelt von vorwiegend unter der Armutsgrenze lebenden Frauen in Indien und ihrem Umgang mit Ehekonflikten, Vernachlässigung und Gewalt. Das Bild der "guten Ehefrau" und seine Auswirkungen auf das Handlungsvermögen der Frauen wird ebenso ausführlich beschrieben wie die Relevanz familiärer und ökonomischer Beziehungen, religiöser Strategien sowie staatlicher und nicht-staatlicher rechtlicher Institutionen.

Prekarisierungen

Arbeit, Sorge und Politik

Susanne Völker / Michèle Amacker (Hrsg.)
2015, Beltz Juventa

Der Band versteht sich als Debattenbeitrag zu einer feministischen Analyse gegenwärtiger Prekarisierungsprozesse, bei der theoretische Herausforderungen und Optionen der Kritik ausgelotet, die analytische Reichweite und Grenzen des Konzepts der Prekarisierung abgewogen sowie aktuelle empirische Ergebnisse präsentiert werden.



Auflösung von Seite 23:

Ürsu von Crash Cycles in der Berner Länggasse ist seit über zehn Jahren als Velomechaniker tätig. Er und sein Team reparieren nicht nur ans Herz gewachsene alte Göppel, sondern auch Hipster-Bikes, Downhiller und rassige Rennvelos.

www.crashcycles.ch

Interdisziplinäres Zentrum
für Geschlechterforschung
der Universität Bern
Vereinsweg 23
CH-3012 Bern
T 0041 31 631 52 68
www.izfg.unibe.ch

